

„Land an der Memel“

Heimatrundbrief
für den Kreis
Tilsit-Ragnit

Herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V.
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

16. Jahrgang

— Pfingsten 1982 —

Nr. 30

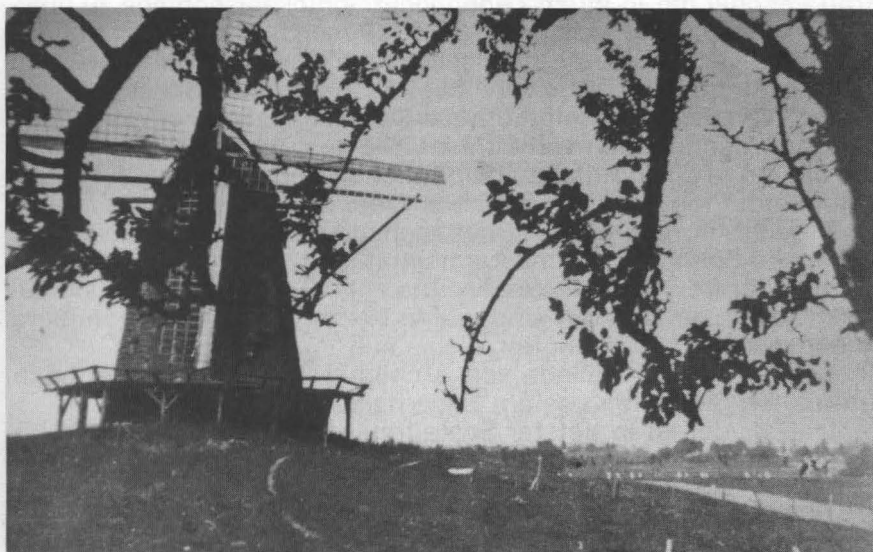
Anlässlich des Erscheinens

der  **30.** Ausgabe

unseres Heimatrundbriefes wünschen wir allen Lesern

frohe Pfingsten

Ihre Schriftleitung „Land an der Memel“



Die Mühle in Charlottenwalde



Frieda Peschel/Schillen

Dem Verfasser dieses pfingstlichen Heimatrundbriefes — der zudem noch als Jubiläumsausgabe erscheint — ist es ein besonderes Anliegen, an eine Persönlichkeit zu erinnern, die zu den „Stillen im Lande“ zählt, von der jedoch trotz vorgerückten Alters eine derart große Ausstrahlungskraft ausgeht, die sie uns allen in ihrem ganzen Wesen so sympathisch macht.

Der Name Peschel war über die Schillener Kirchspielsgemeinden

und Kreisgrenzen weitaus für alle Landsleute seit Jahrzehnten ein fester Begriff. Wer von unseren Lesern kannte nicht „Peschels Hotel“ in Schillen, die dort herrschende gemütliche Atmosphäre und die gute Bewirtung?

Frieda Peschel, die „Mutter von Schillen“, wurde am 18. Oktober 1892 in Ruddecken — dem ehemaligen Kreis Tilsit — geboren und zog nach ihrer Heirat 1913 nach Schillen. An der Seite ihres Ehemannes — der nach der Vertreibung 1960 in Hamburg verstarb — haben beide Eheleute zu Hause den Hotelbetrieb und die damit verbundene Landwirtschaft mustergültig geführt.

Frau Peschel hat in ihrem Leben viele Schicksalsschläge zu überwinden gehabt; die einstmals große „Peschel-Familie“ ist nahezu dezimiert. Beide Söhne und Schwiegersöhne sind verstorben, so daß sie nur noch die zwei verwitweten Töchter hat, die sich in rührender Weise abwechselnd um die Omi kümmern. Trotz des Leids ist Frau Peschel noch verhältnismäßig gesund und rüstig, nimmt wie eh und je an sämtlichen heimatlichen Veranstaltungen in ihrer Patenstadt Plön teil, führt mit alten Freunden und Bekannten noch einen recht umfangreichen Briefwechsel und steht in unbeirrbarer Treue und Festigkeit zu unserer heimat- und kulturpolitischen Zielsetzung. Ihr freundliches Wesen, ihre stille Bescheidenheit und Zurückhaltung, gepaart mit einer guten Portion feinsinnigen Humors zeichnet sie in beispielhafter Weise aus.

Theodor Fontanes Ballade von Archibald Douglas hat hier noch ihren alten Sinn, wenn es am Ende heißt:

„... der ist in tiefster Seele treu,
der die Heimat liebt wie Du.“

Die beständige Haltung und das stetige Eintreten für Heimat und Recht wurde dadurch gewürdigt, daß Frieda Peschel als Zeichen des Dankes anläßlich des letzten Plöner Patenschaftstreffens 1981

durch Verleihung des Verdienstabzeichens der Landsmannschaft Ostpreußen auf besondere Weise ausgezeichnet und geehrt wurde.

Wir alle wünschen der „Mutter von Schillen“ weiterhin zufriedenstellende Gesundheit und Wohlergehen!

Gert-Joachim Jürgens

Die Heimat

Ich laß von meiner Heimat nicht,
Was man auch sagen wollt',
Sie hebt vor allen Landen sich
Heraus wie echtes Gold.
Laß blüh'n das Glück auch anderwärts
In reich'rer Farbenpracht,
Ich weiß, wie in der Heimat mir
Die Sonne nirgends lacht.

Ich laß von meiner Heimat nicht,
Sie birgt das Elternhaus.
Vor diesem stillen Heiligtum
Zieh' ich die Schuhe aus.
Da ist ein jeder Ort geweiht,
Nichts Heil'gres gibt's wie das,
Da wird auch ohne Priesterwort
Mein Aug' von selber naß.

Ich laß von meiner Heimat nicht,
Was kommen will und mag,
Und bräche jählings auch herein
Heut schon der jüngste Tag.
Ich weiß, es wird die ganze Welt
Zu Staub und Rauch verwehn,
Nur mein geliebtes Deutschland wird
Als Stern gen Himmel gehn.

Johanna Ambrosius

Kreis Plön



2320 Plön, im März 1982

Patenkreis des Kreises
Tilsit-Ragnit

Grußwort

zur Herausgabe des 30. Heimatrundbriefes
„Land an der Memel“

Zu Pfingsten dieses Jahres gibt die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V. den 30. Heimatrundbrief „Land an der Memel“ heraus. Dies ist dem Patenkreis Plön ein willkommener Anlaß, die Mitteilungschriften zu würdigen und den Herausgebern für ihre Arbeit zu danken.

Die Kreisgemeinschaft ist zu beglückwünschen, für die bundesweite Betreuung der ehemaligen Einwohner des ostpreußischen Kreises Tilsit-Ragnit ein solch informatives und vielseitiges Organ geschaffen zu haben. Seit Jahren erscheint der Rundbrief in einer konstanten Auflage von 4 500 Exemplaren. Dies läßt erkennen, daß das Interesse an der erstmals 1967 herausgegebenen Schrift nicht nachgelassen hat, ja, eher größer geworden ist; so sind ältere Ausgaben vergriffen und nicht mehr zu bekommen.

Die Schrift berichtet in Wort und Bild nicht nur über Menschen, Städte und Dörfer aus der Zeit vor der Vertreibung, sondern bringt, soweit möglich, auch Aufsätze und Bilder über die verlorene Heimat in der Gegenwart. Sie stellt so eine lebendige Verbindung zu dem Teil Deutschlands her, der uns allen heute nicht zugänglich ist. Nicht zuletzt informiert das Blatt auch über den Patenkreis Plön und einzelne seiner Gemeinden, mit denen ebenfalls Patenschaften bestehen.

Wir werden der Kreisgemeinschaft auch künftig durch Zuschüsse helfen, die Schriftenreihe „Land an der Memel“ fortzusetzen. Den Herausgebern der Schrift, und insbesondere der Schriftleitung, gilt unser besonderer Dank für die engagierte ehrenamtliche Arbeit, die Sie mit der Betreuung dieses Blattes auf sich nehmen.

Günther Röhl
Kreispräsident

Dr. v. Bismarck
Landrat

Eine Brücke zur Heimat

ist der Heimatrundbrief für den Kreis Tilsit-Ragnit. Im 16. Jahrgang geht er mit seiner Nummer 30 zu seinen Lesern. Tilsit und Ragnit liegen seit Jahrhunderten im „Land an der Memel“. So heißt seit 16 Jahren auch dieser Heimatrundbrief. Die Memel war bisher schon oft ein deutscher Schicksalsstrom in der Geschichte unserer ostpreußischen Heimat.

Es ist eine gesamtdeutsche Aufgabe, das Wissen darum und über das Land an der Memel wachzuhalten sowie an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben. Diesem Ziel dient der Heimatrundbrief für den Kreis Tilsit-Ragnit nun schon seit 30 Ausgaben. Das ist Anlaß, Rückschau zu halten. Dabei fällt die Vielfalt des Inhalts und das gemeinsame Bestreben der Kreisgemeinschaft mit ihren Patenschaftsträgern besonders ins Auge.

Neben dem Patenkreis Plön haben sich die Patenstädte Preetz, Plön, Lütjenburg und die Patengemeinden Flintbek, Heikendorf, Schönberg alle gemeinsam in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Ihnen allen gebührt der Dank der Landsmannschaft Ostpreußen für eine derart lebendige Patenschaftspflege, wie sie kaum bei einem anderen der übrigen 39 ostpreußischen Heimatkreise zu finden ist.

Dank gebührt aber auch unseren Landsleuten, die in nun schon 30 vorliegenden Heften dieses Heimatrundbriefes unter Beweis gestellt haben, daß Ostpreußen lebt. Auch 37 Jahre nachdem die angestammte Bevölkerung das „Land an der Memel“ verlassen mußte, ist die Brücke zur Heimat in Form dieses Heftes festgegründet. Daß es auch weiter so bleiben möge, das ist der Wunsch der Landsmannschaft Ostpreußen.

Erbe und Auftrag unserer ostpreußischen Heimat bestehen fort und nehmen uns in Pflicht. Ostpreußen ist deutsches Land, dem wollen wir bei unserem diesjährigen Bundestreffen in Köln zu Pfingsten erneut Ausdruck geben.

Dr. Ottfried Hennig, MdB

Warnung und Bitte

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

Brauchen wir „Das Ostpreußenblatt“?

Heimatbrief und Heimatzeitung ergänzen sich

Es mag manchen der Landsleute, die Empfänger dieses 30. Heimatbriefes der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit sind, verwundern, daß der Chefredakteur des Ostpreußenblattes sozusagen bei der „Konkurrenz“ schreibt. Doch solcher Irrtum ist leicht aufzuklären: Heimatbriefe und Ostpreußenblatt sind keine Konkurrenten. Beide haben ganz unterschiedliche Aufgaben und sie haben die Möglichkeit und eigentlich auch die Pflicht, sich gegenseitig zu ergänzen. Im übrigen schreibe ich gerne für Ihr Heimatblatt, weil ich im Jahre 1944 — also während des Krieges — diesen schönen Teil Ostpreußens kennengelernt habe. Es kommt hinzu, daß Inhalt und Gestaltung Ihres Briefes selbst für den Berufsjournalisten recht ansprechend sind.

Wenn ich mich mit diesen Zeilen an Sie wende, gehe ich davon aus, daß „Das Ostpreußenblatt“ Woche für Woche über die Arbeit in allen Kreisen und örtlichen Gruppen berichtet, und ich finde, die Empfänger der Heimatbriefe sollten auch interessierte Leser des Ostpreußenblattes sein — oder doch bald werden. Warum? Nun, die Heimatbriefe haben eine auf den Heimatkreis zugeschnittene Thematik. Sie spiegeln den Heimatkreis, seine Geschichte und das Ergehen seiner Bewohner wider; doch damit sollte es für den heimatbewußten Ostpreußen keineswegs sein Bewenden haben. Jedem unserer Landsleute sollte es darum gehen, daß eine Stimme Ostpreußens erhalten bleibt, die innerhalb der Landsmannschaft die Landsleute aller Kreise miteinander verbindet und sich darüber hinaus — und das ist heute besonders wichtig — als Sprachrohr der Ostpreußen an alle wendet, die sich für Recht und Selbstbestimmung — auch für die Ostpreußen — einsetzen.

Gerade deshalb, weil Recht und Selbstbestimmung, soweit sie für die Deutschen oder gar für die Ostpreußen gefordert werden, im deutschen Blätterwald nur spärlich oder mehr als behutsam vertreten werden, ist es notwendig, daß uns ein Organ zur Verfügung steht, um immer wieder die klare politische Aussage der Landsmannschaft Ostpreußen zum Ausdruck zu bringen. Die Forderung nach Recht und Selbstbestimmung als „Revanchismus“ zu bezeichnen, kann nur noch als billiger Trick bezeichnet werden, mit dem unser berechtigtes Anliegen unter den Tisch gekehrt werden soll — ein Trick, der längst entlarvt ist!

Eben deshalb, weil die Landsmannschaft nicht zu Gesang- oder Trachtenvereinen schrumpfen darf, sondern weil die Ostpreußen ihrem Charakter nach willensstark auch über Jahrzehnte hinweg auf dem Recht auf Heimat beharren und es sich nicht nehmen lassen, dieses Recht auch zu vertreten, deshalb brauchen wir unser Ostpreußenblatt.

Der Inhalt unserer Zeitung ist so abgestimmt, daß wir aus verantwortungsbewußter Sicht zu allen Problemen der Zeit Stellung nehmen, daß wir die Geschichte Ostpreußens, die schöpferischen Leistungen seiner Menschen auf allen Gebieten immer wieder herausstellen, so daß wir unseren treuen Lesern eine anerkannt gute Zeitung vorlegen können. Eine Zeitung, die — und das ist mein Wunsch — von der Erlebnisgeneration an ihre Kinder und alle Deutschen weitergereicht wird, die für Ostpreußen wachsendes Interesse bekunden. Unser gemeinsames Ziel sollte es sein, stärker als bisher für die noch weitere Verbreitung unserer Heimatzeitung einzutreten.

Hugo Wellems, Chefredakteur

Pfingsten — das tröstlichste Geschehen

Pfingsten, das dritte große Fest des Kirchenjahres, fällt in die schönste Zeit des Jahres. Deshalb verbinden sich mit diesem Fest die Bilder von frischem Birkenlaub, von grünen Wäldern, Wiesen und Saaten. Ganz von selbst gehn unsere Gedanken zurück in die Heimat. — Ich erinnere mich an eine Radfahrt in den Pfingsttagen durch die Niederung im Mündungsgebiet der Memel. Bis an den Horizont erstreckten sich im Glanz der Frühlingssonne die Wiesen, belebt durch Weidengebüsch und große Heukepse. Es lag so eine verheißungsvolle Stille über der weiten Landschaft und mir kam „Schäfers Sonntagslied“ in den Sinn:

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn.

Auch hier, wo immer wir nach Verlust unserer Heimat Fuß gefaßt haben mögen, wollen wir dankbar sein, wenn wir bei einem Pfingstausflug die Schönheit der Natur erleben können. Die Pfingstbotschaft verkündet uns aber ein Geschehen, das über die Grenzen der Natur hinausgeht. „Es geschah schnell ein Brausen vom Himmel wie eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus.“ Was ist das für ein Geschehen, von dem die Pfingstgeschichte berichtet?

Vieles geschieht in der Welt. Noch nie war eine Zeit so angefüllt mit Geschehen wie die unsrige. Rundfunk und Fernsehen bringen es uns ins Haus. Das meiste ist unerfreulich und beunruhigend. Daß wir es ertragen können, liegt daran, daß wir wie Theaterbesucher das Geschehen auf der Schaubühne der Welt beobachten. Vor lauter Neugier, was da passiert, vergessen wir, daß wir nicht Zuschauer sind, sondern mit hineingezogen werden.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er manchmal förmlich nach neuem Geschehen fiebert. Wir kennen alle den Ruf: „Es muß

etwas geschehen." Daraus spricht die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen, die Ungeduld, daß offensichtliche Mißstände nicht behoben werden können. Wir erinnern uns an eine Zeit, in der dieser Ruf besonders heftig erklang und wo man befreiende Taten herbeisehnte. „So geht es nicht weiter", hieß es damals. Dabei wäre es bei einiger Geduld weitergegangen. Aber der Mensch ruft das unheilvolle Geschehen durch seine Ungeduld selber herbei: In unsern Tagen hören wir den Ruf von vielen Seiten im Blick auf mannigfache bedrängende Gegenwartsnöte: Arbeitslosigkeit, Umweltverschmutzung, Friedenssicherung. Sicher stehn oft achtbare Motive hinter diesem Ruf — und doch ist er gefährlich, da er die Kräfte der Ungeduld und des blinden Veränderungsverlangens entfesseln kann. Es kommt immer auf den Geist an, der das menschliche Tun bestimmt.

Deshalb ist das Pfingstfest so wichtig, weil es auf ein Geschehen hinweist, das nicht der Geist des Menschen, sondern der Geist Gottes verursachte. Es war ein wunderbares Geschehen, von dem uns berichtet wird. Da gingen tiefgreifende Veränderungen vor sich. Aus verwirrten, verängstigten Jüngern wurden erleuchtete Bekenner, die keine Furcht mehr hatten, die mutig die großen Taten Gottes verkündigten. Dem Redewunder folgte das Verstehwunder, gewiß nicht bei allen Zuhörern, aber doch bei denen, die sich vom Sturmwind des Heiligen Geistes ergreifen ließen. Menschen wurden ein Herz und eine Seele, blieben beständig in der Apostel Lehre, im Brotbrechen und im Gebet, wuchsen zusammen zur Gemeinde Jesu Christi.

Ist das alles nur Vergangenheit? Wir beobachten in der Völkerwelt, im eigenen Volk, ja in der eigenen Kirche, wie die babylonische Sprachenverwirrung zunimmt und wie Gegensätze sich verschärfen. Wo bleibt das Pfingstgeschehen? Dennoch dürfen wir den Glauben an die Pfingstverheißung nicht aufgeben: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehn." Wo der Geist Gottes kommt, da geschieht etwas, auch heute! Da erwacht neues Verständnis, neuer Mut, neue Gemeinschaft, neue Klarheit zum Handeln. Es braucht nicht gleich das Brausen des gewaltigen Sturmes zu sein. Der Heilige Geist kann auch in der Gestalt des sanften, belebenden Windes zu wirken beginnen. So hat sich ja die Majestät Gottes dem stürmischen Elias offenbart. Das stille Wachsen in der Natur, das uns an den Pfingsttagen so erfreut, ist auch ein Sinnbild des geistigen Lebens. Das ist das tröstlichste Geschehen, wenn Gottes Geist zu wirken beginnt. In einer Pfingstkantate von J. S. Bach ist das wunderbar in einer Arie zum Ausdruck gebracht:

O Seelenparadies,
Das Gottes Geist durchwehet
Der bei der Schöpfung blies,
Der Geist, der nie vergehet;
Auf, auf, bereite dich!
Der Tröster nahet sich.

Deshalb wollen wir nicht müde werden, um den Heiligen Geist zu bitten, damit er in einem jeden von uns und in der Gemeinde der Gläubigen sein tröstliches Werk beginnen kann.

Bernhard Moderegger, Pfarrer i. R.
früher Königsberg, jetzt Göttingen, Walter-Nernst-Weg 8

Im Blickpunkt: Preußen

Ähnlich, wie heute der Begriff der Heimat wiedergewonnen wird, weckt die historische Tatsache Preußen eine oft erstaunliche Teilnahme der Deutschen in Ost und West — erstaunlich, nachdem so viele Stäbe über dieses Stück Deutschland gebrochen waren. Im Ostteil unserer alten Hauptstadt ist soeben das Reiterstandbild des großen Friedrich von Christian Daniel Rauch an den alten Standort zurückgekehrt, im Westteil legt man letzte Hand an die Ausstellung, die den Teilstaat darstellen soll, der Deutschlands Schicksal in neuerer Zeit wurde. Zahlreiche Bild- und Textbände über Preußen bietet der Markt an.

Auch in unserem Lande, der einstigen preußischen Provinz, suchen viele Mitbürger abseits unhistorischer Vereinfachung die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Preußen. Das gilt besonders für die Landsleute, die aus den Reichsteilen im Osten gekommen sind und von Haus aus sich auch heute als Preußen fühlen und bezeichnen. Für sie ist Preußentum „eine gelebte Philosophie, eine bestimmte Sittlichkeits- und Sachlichkeitslehre, die es in den kargen Pionierstrichen Norddeutschlands immer gegeben hatte“. Für die „Alt-Schleswig-Holsteiner“, die die Geschichte ihrer Heimat kennen oder jedenfalls von Eltern und Großeltern her ein Geschichtsbild bewahrt haben, ist das Preußenbild immer noch gebrochen. Sie wissen, daß Bismarck (der in unserem Land ruht) und seine Preußen auch für unsere Heimat historisches Schicksal wurde. 1848 und vor allem 1864 verbinden uns in besonderer Weise, obwohl unsere Vorfahren Wert darauf legten, „Mußpreußen“ zu sein; unsere dänisch gesinnten Nachbarn sahen lange in beiden die Verkörperung des schlechthin Bösen.

Julius Langbehn aus Hadersleben hat noch 1890 dies gebrochene Verhältnis der Schleswig-Holsteiner zu Preußen so zum Ausdruck gebracht: „Staatsgefühl haben die Preußen immer gehabt, aber das süße Heimatgefühl hat ihnen zuweilen gefehlt.“ Er wußte aber

auch, daß Heimat und Heimatliebe ohne Staatsgesinnung politisch kraftlos und kulturell beschränkt bleiben müssen. Preußen besteht als Staat nicht mehr, aber die politischen und staatsbürgerlichen Werte, die es geschaffen und bestätigt hat, sind so lebensfähig geblieben, daß sie Elemente unserer Staatsgesinnung sein können. Auch die Schleswig-Holsteiner können heute unbefangen den so gewichtigen und fortwirkenden preußischen Anteil in ihr Geschichts- und Landesbewußtsein aufnehmen und zugleich eine Staatsgesinnung pflegen, in der die geläuterten Ideale des Preußentums lebendig sind. Julius Langbehn kann nicht mißverstanden werden, wenn er nach kritischer Auseinandersetzung für seine Zeit feststellte: „Deutschland kann das preußische Rückgrat für das politische Leben nicht entbehren; aber den freien Gebrauch seiner Glieder für das geistige Leben muß es behalten.“ Das war eine schleswig-holsteinische Lösung für das Verhältnis von Macht und Geist, deutsches Dauerproblem bis heute.
Werner Schmidt



Das Erinnerungsfoto: Bahnhof Szillen

*Nichts ist endgültig geregelt,
was nicht gerecht geregelt ist.*
Caroll Reece

Liebe heimatverbundene Freunde,

der Umfang dieses pfingstlichen, mit ausführlichen Berichten und zahlreichen Illustrationen gestalteten Heimatrundbriefes ist angesichts dieser Jubiläumsausgabe wesentlich erweitert worden. Das spiegelt sich wider durch den Einsatz der freiwilligen Mitautoren, die spontan bereit waren, anschauliche Schilderungen aus dem heimatlichen Bereich darzustellen. Diese aktive, **ideele** Unterstützung erfüllt uns mit stolzer Freude und spornt uns zugleich an, diese heimat- und kulturbezogene Schwerpunktarbeit — die nicht unterschätzt werden sollte — weiter fortzusetzen.

In diesem Zusammenhang dürfen wir mit Interesse feststellen, daß der Rundbrief in zunehmendem Maße von der jüngeren Generation abonniert und gelesen wird; das beweisen die zahlreichen Neubestellungen des letzten Jahres.

Daß „Land an der Memel“ dem erwarteten Niveau der Leserschaft entspricht, kommt in zahlreichen Zuschriften in positiver Form zum Ausdruck. Ebenfalls hat der in seiner heutigen Grußadresse zu Wort gekommene Chefredakteur unserer Heimatzeitung „Das Ostpreußenblatt“, Herr Wellems, bestätigt, daß Inhalt und Gestaltung des Briefes selbst für den Berufsjournalisten recht ansprechend sind.

Darüber hinaus sind wir allen Rundbriefempfängern zu großem Dank verpflichtet, die uns bisher auch in **materieller** Weise geholfen haben, unsere heimatpolitische Arbeit zu fördern.

Wir möchten letztlich die Gelegenheit benutzen, Ihnen allen frohe und erholsame Pfingsten zu wünschen.

In getreuer heimatlicher Verbundenheit

Ihre

Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit

M. Hofer
Kreisvertreter

F. Bender
Stellvertreter

G. Jürgens
Geschäftsführer

Mein Memelstrom

Und kehr' ich heim nach langen Jahren,
Heim unter blauem Himmelsdom,
Dann will ich wieder einmal fahren
Auf meinem alten Memelstrom.
Stromabwärts fahr' ich, haffentgegen,
Von Wiesenstille grün umglänzt,
Wo Mühlen sich versonnen regen
Und Kieferforst die Höhen kränzt.

Und weiter! Fort auf Wogenpfaden,
Als würd' ich wieder selig jung,
In Weiten voll von Sonnengnaden,
Ins Halmenmeer der Niederung.
Mit Volldampf frisch dem Haff entgegen,
Von Wiesenstille grün umsäumt,
Wo Mühlen sich versonnen regen
Und tief am Weg die Wolke träumt.

Da grasen noch schwarzweiße Rinder,
Im Kraut geborgen bis zum Bauch,
Da baden noch gelbhaarige Kinder,
Geküßt vom wilden Wellenhauch.
Da halten Bauernhäuser Wache,
Am Ufer noch mit grauem Schopf,
Noch nisten Störche auf dem Dache,
Geschmückt mit Kreuz und Pferdekopf.

Da sinnen bei den Bienenstöcken
Die Alten noch auf frohe Saat,
Da blüh'n in feuerfarb'nen Röcken,
Die Mädchen noch im Sonntagsstaat.
Da traben schmauchend ohne Trense
Die Burschen noch durch Rohr und Ried,
Doch haffwärts singt schon eine Sense
Ihr wundersüßes Sommerlied.

Und weiter — weiter! Holz und Kräne,
In Laub gehüllt das liebe Ruß,
Schon fliehen schwanke Fischerkähne
Vorbei mit scheuem Abschiedsgruß.
Die Möwe kreischt! In Abendgluten
Naht schon der Nehrung Dünenmal.
Da kühl' ich mir in deinen Fluten,
Mein Strom, die Stirn zum letzten Mal.

Hab' Dank! Du trugst mich wie vor Jahren!
Und fand ich nicht mein Heimathaus,
Die ich geliebt in braunen Haaren,
Ruh'n still an deinen Ufern aus.
Und noch weiß mir die Brust zu weiten
Dein zartes Wiesenwürzarom!
O sei gesegnet alle Zeiten,
Mein alter, silbergrauer Strom.

A. K. T. Tielo

Landsleute!

Der Kreisausschuß der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit ruft — wie alljährlich — alle Landsleute unseres Heimatkreises zur Spendensammlung auf.

Überweisen Sie den uns zugedachten Betrag auf unser Spendensonderkonto Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg; auch Verrechnungsschecks der Banken und Sparkassen werden dankbar entgegengenommen.

Helfen Sie uns weiter durch ein in Ihr eigenes Ermessen gestelltes Spendenopfer! Erhalten Sie uns Ihre getreue Beständigkeit! Jeder Betrag wird sorgsam und sachgemäß verwendet werden.

Sie alle wissen ja selbst, daß die Druckkosten, der Versand und die Portokosten ständig steigen.

Der Heimatrundbrief — wenn er weiter erscheinen soll — muß also überwiegend aus Spendenmitteln finanziert werden. Den bisherigen Spendern, die uns hilfreich unterstützt haben, gilt an dieser Stelle unser aufrichtigster Dank!

Die zweckentsprechende Verwendung der Spenden haben wir oft genug betont, um unsere Schwerpunktarbeiten, wie etwa Heimatstube, oder besser „Dokumentationszentrum Tilsit-Ragnit“ in Plön, Rundbriefaktion, heimatlichen Suchdienst u.a.m. weiter erfolgreich fortsetzen zu können.

Unser Leserforum

... Über den Heimatrundbrief habe ich mich wieder sehr gefreut und sage Ihnen herzlichen Dank.

Ich bin in Schillen geboren und besuchte dann von 1940—44 die Cecilienschule in Tilsit, war also auch eine Fahrschülerin. Allerdings wohnten wir in Dreisiedel und ich mußte bis zur Bahnstation Finkental „marschieren“. Deshalb hat mich auch der Artikel über die Fahrschüler von Frau M. Klöss so amüsiert. L. L., Mannheim

... „Land an der Memel“ habe ich auch wieder erhalten. Hoffentlich helfen unsere Spenden das wertvolle Blatt zu erhalten. Leider werden wir älter und immer weniger. Ich werde bald 90 Jahre, bin aber noch einigermaßen gesund. Pfarrer i.R. F. M., Krefeld

... mit Dank erhalte ich immer die wohlgelungenen Rundbriefe „Land an der Memel“. Auch über das letzte Heft konnte man sich nur freuen... G. R., Titisee-Neustadt

... ich danke Ihnen für den Heimatrundbrief, den ich immer bekomme. Er macht mir sehr viel Freude und erweckt so gute Erinnerungen. Bin 78 Jahre alt und seit 12 Jahren Witwe ... E. T., Aurich

... die Fähre auf der Memel in Ragnit (Nr. 29, S. 15, die Schriftl.) war bisher das beste Foto ... A. A., Bielefeld

... es ist jedesmal dasselbe: Sobald „Land an der Memel“ die Seele rührt, muß ich mich mitteilen, und zwar spontan. Ich lasse dann alle Arbeit liegen und widme mich einfach diesem Heimatrundbrief, der m.E. mit keinem anderen vergleichbar ist. Der Dirigent des Oratoriumchores in Tilsit sagte einmal bei einer Probe: „Wenn der erste Ton voll gelingt, ist das ganze Werk gerettet.“ So ist es auch bei Ihrem Heimatrundbrief „Land an der Memel“, läßt aufhorchen und einen wohlgefälligen „Chor“ erahnen.

Zur Würdigung Ihres persönlichen Einsatzes für Vaterland, Staat, Heimat: Nehmen Sie bitte meine allerbesten Glückwünsche entgegen. Ein Weihnachtsgeschenk ist dieser Rundbrief wieder. Wie schön und nützlich, den ostpreußischen Lesern kirchliches Archivwesen nahezubringen.

H. L., Norderstedt

Bekenntnis zur Heimat



Ostpreußen Deutsches Land

Das Festabzeichen unseres Bundestreffens in Köln, das zu Pfingsten von allen Ostpreußen getragen werden sollte.

... der Heimatrundbrief, wie gerade der, den ich erhielt, ist, ich möchte mal sagen, zeitlos. Daher möchte ich ihn und die zukünftigen nicht missen. Es sei daher gestattet, daß ich meine freiwillige Spende als Anerkennung beilege. — Aufmerksam lese ich die geistigen Früchte der einzelnen Autoren in dem Rundbrief und ich finde eine unerhörte Vielfalt an Themen und vor allem an dem Stil der Beschreibungen. Es sind darunter wirklich einige sehr bemerkenswerte unentdeckte Talente, wie auch auf der anderen Seite Landsleute einfach ihr Herz sprechen lassen.

K. W., Toronto/Kanada

Außer den beiden bereits vor dem Bundestreffen in Köln durchgeführten Patenschaftsveranstaltungen in Preetz (für Ragnit) und in Schönberg (für Trappen) sind in diesem Jahr weitere Heimattreffen nicht mehr vorgesehen. Wir bitten daher unsere Landsleute, sich ausschließlich auf das Bundestreffen zu konzentrieren und ein Wiedersehen mit Nachbarn, Freunden und Bekannten zu verabreden.

Das für Köln vorgesehene Programm können Sie im einzelnen aus den Veröffentlichungen des Ostpreußenblattes entnehmen. Wir wünschen allen eine gute Anreise und ein gesundes und frohes Wiedersehen in Köln (Messehalle 12 oben).

Der Kreisausschuß



*Ländliches Motiv aus der Heimat
(Offsetlithographie — B. Moderegger)*

„Leninec“ — eine Zeitung aus dem heutigen Ragnit

Zeitungen und Zeitschriften gehören heute zu den wichtigsten Quellen, um sich über die politischen, wirtschaftlichen, soziologischen und kulturellen Verhältnisse eines Landes oder Gebietes zu informieren. Dies gilt für den Westen Deutschlands ebenso wie für Mitteldeutschland, die Tschechoslowakei oder Polen sowie auch für andere Länder. Es gilt in noch weit stärkerem Maße für das seit 1945 von der Sowjetunion verwaltete nördliche Ostpreußen, da dieses Gebiet dem Besucher aus dem Westen praktisch nicht zugänglich ist.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir über die Verhältnisse im Königsberger Gebiet sehr viel genauer informiert wären und zu sehr viel abgewogeneren und verlässlicheren Urteilen kommen würden, wenn die im Gebiet heute erscheinenden russischsprachigen Zeitungen bei uns ständig bezogen und ausgewertet werden könnten, wie es im Falle der von Polen verwalteten Ostgebiete seit langem der Fall ist. Daß eine Vielzahl wahrscheinlich sehr bemerkenswerter Informationen in diesen Zeitungen enthalten ist, lassen die seit 1964 in Königsberg herausgegebenen sowjetischen Jahresbibliographien für das „Kaliningrader Gebiet“ mit jeweils mehreren hundert Titeln aus Zeitungen des Gebietes erkennen. Bei diesem Stand der Forschung ist es im Hinblick auf die Erhellung der Nachkriegsverhältnisse in Ostpreußen bedauerlich, daß nicht einmal die auflagenstärkste Tageszeitung des Gebietes, die in Königsberg selbst erscheinende „Kaliningradskaja Pravda“, im Westen zu beziehen ist. Nur einzelne Ausgaben gelangten bisher zu uns. Aber es gibt im nördlichen Ostpreußen nicht nur die zentralen Zeitungen in Königsberg. Das ganze Gebiet ist in 13 Rayons (= Landkreise) eingeteilt. In jedem Rayonzentrum (= Kreisstadt) erscheint seit Ende der 40er Jahre eine Rayonzeitung, ein, gemessen an den überregionalen Zeitungen Königsbergs, relativ kleines Mitteilungsblatt für die Bevölkerung des jeweiligen Rayons. Aus allgemeinen sowjetischen bibliographischen Nachschlagewerken, die in der Regel sehr gut bearbeitet sind und detailliert Auskunft geben, sind uns seit Jahren die Namen dieser kleinen Rayonzeitungen, ihre Erscheinungsweise, Auflagenstärke etc. bekannt. Nach unseren bisherigen Erkenntnissen werden diese Zeitungen durchaus aufschlußreiche Informationen für das jeweilige Kreisgebiet enthalten. Wenn schon von der auflagenstärksten Königsberger Zeitung bisher nur einige wenige Einzelausgaben in den Westen gelangten, so war bis jetzt kein Exemplar einer Rayonzeitung aus dem nördlichen Ostpreußen im Westen bekannt geworden. Jetzt gelang es erstmalig, ein Exemplar der heute in Ragnit erscheinenden Rayon-

zeitung „Leninec“ (Der Leninist) zu besorgen; es handelt sich um eine Ausgabe von Donnerstag, 6. September 1979.

Außer dem „Leninec“ erscheint in Tilsit seit 1947 noch die Zeitung „Znamja kommunizma“ (Banner des Kommunismus). Der „Leninec“ erscheint nach Angaben sowjetischer bibliographischer Nachschlagewerge (Letopis' periodičeskich izdanij SSSR 1961—1965, Moskau 1967) seit 1947, nach anderen Angaben erst seit 1948. Da die Zeitung zwischen dem 2. Mai 1962 und dem 31. März 1965 nicht erschien — Ragnit war in dieser Zeit kein Rayonzentrum —, war 1979 das 28. Jahr der Herausgabe.

Die Zeitung „Leninec“ erscheint jeden zweiten Tag (Dienstag, Donnerstag und Samstag) und hatte zu Beginn der 50er Jahre Auflagen von 1800, 1960 dann nur noch ca. 1 600 Exemplaren. In den 60er Jahren erhöhten sich die Auflagen auf 2 665 (1965), 3 215 (1969) und 3 260 (1970). Die vorliegende Ausgabe des „Leninec“ vom September 1979 weist eine Auflagenstärke von 4 480 Exemplaren aus.

ПРОЛЕТАРИИ ВСЕХ СТРАН СОЕДИНЯЙТЕСЬ!

ЛЕНИНЕЦ

Орган Немецкого горкома КПСС и городского Совета народных депутатов Калининградской области

№ 107 (4012)
Год издания 28-й

*Четверг, 6 сентября 1979 года Цена 2 коп.

РАБОТАМ НА ОСЕННЕМ ПОЛЕ — УДАРНЫЕ ТЕМПЫ!

ПЕРЕДОВИКИ ЖАТВЫ

Трудная жатва-79 завершена. И чем ближе ее финал, тем выше личные показатели передовых комбайнеров района. Сергеевич не выводит зерно в 100—400 тонн, передовые мастера убирают ежедневно заготовку социалистических обязательств.

Замечательного успеха добился молодой комбайнер совхоза «Ильинский», кандидат в члены КПСС Виктор Васильевич Чижиков. По данным на 4 сентября он намолотил зерна в 500 тонн зерна при социалистическом обязательстве в 400 тонн. Это лучший показатель в районе.

Высокой трудной жатвой добился и передовой комбайнер совхоза «Маломоновский» Александр Филиппович Конодацкий. Он намолотил 40 тонн зерна в гектаре многолет-

ПРОГРАММУ НЕЧЕРНОЗЕМЬ
— В ЖИЗНЬ

ЖИВОТНОВОДЫ РАЙОНА НА ТРУДОВОЙ ВАХЕ ПЯТИ ЛЕТКИ

В АВАНГАРДЕ СОРЕВНОВАНИЯ

Совхоз «Маломоновский» 220 гектар — из 50 голов быздрочек выведено по норме, выдано в Ковбешковской, Х. Кавбешковской, В. Стржижской. За выданные из них пять надольных хороших улод, добылись в августе 694 граммов среднестатистического прироста одного теленка, что почти на 100 граммов выше нормы.

Лучшие производственные показатели у них и по итогам работы с начала года. Они активно участвуют в соревнованиях работников совхозов района в соревнованиях ферм совхоза.

Пять и еще больше животных выведено на 100 гектаров, что почти вдвое превышает норму. Регулярно проводятся соревнования по выведению животных на фермах совхоза.

Старательные работники районного совхоза вывели почти 100 животных — это и есть показатель.

Е. МЕЛЬНИЧЕНКО

РЕЗЕРВЫ — В ДЕЙСТВИИ

Совхоз «Ильинский», Идельгородский сельсовет района социалистическое соревнование за выработку продукции совхоза и сельсоветов.

„Leninec“ Nr. 107 vom 6. September 1979. Die erste und bisher einzige im Westen bekanntgewordene Ausgabe einer Rayonzeitung aus dem nördlichen Ostpreußen nach 1945.

Der „Leninec“ ist das offizielle „Organ des Ragniter Stadtkomitees der KPdSU und des Stadtsowjets der Volksdeputierten des Königsberger Gebietes“, d.h. also der obersten Parteistelle und des Stadtrates von Ragnit. Die Zeitung hat ein Format von 42 x 30 cm und umfaßt vier bedruckte Seiten. Wie das Impressum der vorliegenden

Ausgabe vom 6.9.1979 ausweist, befindet sich die Redaktion des „Leninec“ in Ragnit in der „ul. Sovetskaja“ (etwa: Tilsiter-Straße) Nr. 31, 3. Etage. Der Chefredakteur ist A. F. Višnjakow, über den bisher keine biographischen Daten bekannt sind. Es konnte nur festgestellt werden, daß er 1968 und 1970 auch in der „Kaliningradskaja Pravda“ über Ragniter Angelegenheiten geschrieben hat: 1968 über einen „Kämpfer an der ideologischen Front“ aus der Zellstoffabrik Ragnit; 1970 ebenfalls über ein polit-ideologisches Problem aus der gen. Fabrik in Ragnit. Auch in der nahegelegenen größeren Stadt Tilsit hat die Zeitung „Leninec“ eine Redaktion. Gedruckt wird sie in Tilsit in der „ul. Teatral'naja“ (Theaterstraße) Nr. 3. Welche Nachrichten enthält nun die eine uns vorliegende Ausgabe dieser Zeitung?

Den „Aufmacher“ auf der Titelseite bildet ein Artikel mit der Überschrift „Sturmtempo für die Arbeiten auf dem herbstlichen Felde“. Man liest vom besten „Erntestoßarbeiter“ des Rayons Ragnit, dem jungen Fahrer eines Mähdreschers Viktor Vasil'evič Čikišev von der Sowchose in Schillen (Žilino). Nach dem Stande vom 4. September 1979 habe er bereits 509 Tonnen Getreide und Grünfutter geerntet, obgleich die „sozialistische Verpflichtung“ nur 450 Tonnen vorgeschrieben habe. Den zweiten Platz nahm Anatolij Filipovič Kondrat'ev von der Sowchose in Altenkirch (Malomožajskoe), Kreis Tilsit-Ragnit, den dritten Platz Aleksej Ivanovič Dudar' von einer der Lage nach noch nicht identifizierten Sowchose „22. Parteitag“ ein. Zwei „Mechanisatoren“ von der Sowchose in Altenkirch werden sogar im Bild gezeigt, denn sie hätten die Normen übererfüllt. In einer Rubrik „Tagebuch der Erntezeit“ erfahren wir, welchen Stand die Erntearbeiten auf den einzelnen Sowchosen haben. Erwähnung finden neben den oben bereits genannten die Sowchosen: Tilsit (Sovetsk), Ragnit (Neman), Hohensalzburg (Lunino) und Königskirch (Kanaš). Die genauen Lagen der auch noch verzeichneten Sowchosen „Kalinin“ und „Rodina“ (Heimat, Vaterland) im Kreis Tilsit-Ragnit konnten noch nicht identifiziert werden. In der Rubrik „Viehzüchter des Rayons in tätigem Ringen um den Fünf-Jahr-Plan“ berichten Mitarbeiter einzelner Sowchosen über die Arbeit in ihrem jeweiligen Bereich.

Auf der zweiten Seite lesen wir einen umfangreichen Artikel „Mehr Aufmerksamkeit für die Gesuche und Briefe der Werktätigen“ von V. Efimov. Der Autor bezieht sich zunächst auf grundsätzliche Beschlüsse des XXV. Parteitages, nach denen das Zentralkomitee der KPdSU den Eingaben der Bürger große Aufmerksamkeit schenken wolle. Er fragt nun, wie diese allgemeinen lobenswerten Grundsätze in der Zellstoff- und Papierfabrik in Ragnit gehandhabt würden. Der zuständige Referent des Betriebsparteikomitees A. I. Vangonen versicherte auf Anfrage, daß alles Nötige getan sei. Nun stellte der Autor des Artikels aber fest, daß sich die Zahl der Eingaben von

43 (1977) bis auf nur noch zehn (1979) verringert habe. Es ergab sich, daß Eingaben und Beschwerden von Bürgern zwar immer in einer „Atmosphäre aufrichtiger Zuwendung zu den Menschen und ihren Bedürfnissen“ behandelt würden, daß aber regelmäßig nie etwas an konkreten Maßnahmen erfolgte. So habe es schon mehrere Monate Klagen darüber gegeben, daß Reparaturen in Wohnungen nicht ausgeführt worden seien. Die mangelnde Aufmerksamkeit gegenüber den Klagen und Eingaben der Arbeiter führte dazu, daß diese sich unmittelbar an den Fabrikdirektor M. V. Osipov wandten. Als auch dann noch nichts geschah, appellierten die Betroffenen mit einer Eingabe an das städtische Volksgericht. Dort endlich erhielten sie ihr Recht. Die Verantwortlichen aber wurden verpflichtet, künftig die Beschlüsse der Partei und Regierung voll zu erfüllen und Briefe und Eingaben der Werktätigen gebührend zu beachten. Auf derselben Seite sind noch ein Photo und eine kleine Reportage über einen Jenissej-Staudamm bei Krasnojarsk. Sodann lesen wir unter der Überschrift „Bei unseren Freunden im Wettbewerb“ drei kleine Artikel aus dem Gebiet Grodno in der Weißrussischen Sowjetrepublik.

Auf der dritten Seite berichtet ein „Hauptagronom“ der landwirtschaftlichen Produktionsleitung unter der Überschrift: „Viehfutter ist heute die Hauptsache“ über die Produktionsergebnisse der acht Sowchosen im Rayon Ragnit im Bereich der Futtermittel.

„Die Ernte ist ausgezeichnet — aber es wird unorganisiert geerntet“, dies erfahren wir aus einem weiteren Artikel einer Frau T. Georgieva. Sie berichtet von einem Maisfeld der Sowchose in Tilsit, auf dem in diesem Jahr ca. 500 Zentner Grünfutter pro Hektar geerntet werden könnten — im Gegensatz zu 300 Zentnern im Vorjahr. Sodann wird Klage darüber geführt, daß die Mährescher zeitlich und räumlich nicht optimal eingesetzt würden und daß die Versorgung der Mährescher und Lastwagen auf den Feldern mit Benzin und Ersatzteilen mangelhaft sei.

Von Erfolgen in der Milchproduktion auf der Sowchose Königskirch berichtet ein anderer kurzer Artikel: „Herden im Grummet.“ Eine Spitzenleistung sei die Gewinnung von 3 000 kg Milch von einer Kuh in den ersten acht Monaten des Jahres 1979. Dieser Erfolg wird auf die Tatsache zurückgeführt, daß die Herden sich draußen auf der Grummetweide aufhielten und so regelmäßig mit konzentriertem Futter versorgt werden. In acht Monaten 3 000 kg Milch . . ., d.h. 4 000 kg im ganzen Jahr . . . Sollte dies tatsächlich zutreffen, so wäre dieser Milchertrag wirklich eine „Spitzenleistung“, denn die Vergleichszahlen aus früheren Jahren weisen durchschnittliche Milcherträge von etwas über 2 000 kg pro Kuh aus. Damit war der Stand aus der Zeit vor 1945 — nämlich üblicherweise 3 000 kg Milch Jahresleistung einer Kuh — noch nicht erreicht. Im Westen Deutschlands gelten Milcherträge von 4 000—5 000 kg pro Kuh

heute als selbstverständlich. (Vgl. Peter Wörster: Das nördliche Ostpreußen nach 1945. Verwaltung, Bevölkerung, Wirtschaft. Marburg / L. 1978 (Dokumentation Ostmitteleuropa, S. 43).

Um Fragen der Ernte und der Weiterverarbeitung des Geernteten geht es auch in kleineren Mitteilungen unter der Überschrift „Herbstarbeiten im Garten und auf dem Beerenfeld“.

Auf der letzten Seite der vorliegenden Zeitungsausgabe schließlich werden zwei Bilder mit kurzen Begleittexten zu dem Thema „Im sozialistischen Vietnam“ veröffentlicht. In der kleinen Sportecke erfahren wir etwas von einem Fahrradwettbewerb in Ragnit und seiner Umgebung, der zu Beginn des neuen Schuljahres vom städtischen Sportkomitee organisiert worden sei. Daneben befinden sich Ratschläge für „Mahlzeiten aus Fisch“. Ernsteren Charakter hat dagegen ein Artikel unter der Überschrift „Betrunkene am Lenkrad — eine Gefahr für alle“ eines Mitarbeiters der Gebiets-(Oblast-)Verwaltung in Königsberg namens R. Čekan. Er behandelt hier ein in der Sowjetunion (neben dem Sonderfall Polen) akutes und ernstes gesellschaftliches Problem.

Aus seiner Kenntnis über die Lage der Verkehrssicherheit im Königsberger Gebiet weiß er eine Reihe von bemerkenswerten Fakten mitzuteilen: Die Mehrheit der schweren Unfälle ist auf Trunkenheit am Steuer zurückzuführen. Der Autor führt Beispiele aus den Rayons Ebenrode (Nesterov) und Insterburg (Černjachovsk) an. Dann erzählt er die Geschichte des Chauffeurs der Sowchose „22. Parteitag“ aus dem Rayon Ragnit, der in betrunkenem Zustand zu Verwandten fahren wollte. Unterwegs habe er die Geschwindigkeit so erhöht, daß er die Gewalt über sein Fahrzeug verloren und einen schweren Unfall verursacht habe. Nur durch einen glücklichen Zufall blieb er am Leben. Ebenso sei es einem Fahrer derselben Sowchose ergangen, der sich sehr ernste Verletzungen zuzog. Auch er fuhr in völlig betrunkenem Zustand. Während die Fahrer in diesen Fällen das Leben behielten, so gibt es nach Angaben des Autors auf den Landstraßen aber mehr als genug Todesfälle durch Trunkenheit am Steuer. Im ersten Halbjahr 1979 habe es im ganzen Königsberger Gebiet durch Kolchosen- und Sowchosenfahrer 34 Unfälle gegeben, bei denen acht Menschen starben, 25 schwer verletzt wurden. Bei 23 der 34 Unfälle sei die Ursache Trunkenheit am Steuer (während der Arbeitszeit!) gewesen. Neben dem Personenschaden seien auch erhebliche materielle Schäden durch Trunkenheit zu beklagen. Der Autor schließt: „Der Kampf gegen die Trunkenheit beim Transport mit Autos muß unversöhnlich sein.“

Erwähnung soll auch die Rubrik „Fernsehen“ finden, in der Hinweise auf das zentrale Programm von Moskau, aber auch das Regionalprogramm von Königsberg zwischen 19.00 und 21.35 Uhr gegeben werden. Schade, daß wir die allabendliche Magazinsendung „Panorama des Gebietes“ nicht sehen können . . .

Im weiteren werden zwei Filme im städtischen Kino „Rodina“ angekündigt.

Bemerkenswert ist die Stellenanzeige einer Fabrik für Damenoberbekleidung für Jugendliche, die die Oberschule beendet haben und nun in einem Lehr- und Produktionsbetrieb in Königsberg beginnen können.

Abschließend sei noch erwähnt, daß auch eine kleine Kondolenzanzeige veröffentlicht wird. Das Kollektiv des Ragniter Lebensmittelwerkes drückt einer Kollegin das tiefe Mitgefühl anlässlich des Todes ihrer Mutter aus.

Es ist festzustellen, daß die vorliegende Ausgabe der in Ragnit erscheinenden Rayonzeitung „Leninec“ überwiegend Erfolgsmeldungen aus dem landwirtschaftlichen Betrieb enthält. Über kulturelles Leben wird nichts berichtet. Gesellschaftliche Probleme erscheinen nur sehr beiläufig im Artikel „Mehr Aufmerksamkeit für Eingaben und Briefe der Werktätigen“ — etwas deutlicher, aber ohne Reflexion, in dem Artikel über Trunkenheit am Steuer. Eingehendere Analysen der Lage — erst recht Kritik — fehlen. Dies ist in sowjetischen Zeitungen nicht immer aber meist so, und insofern unterscheidet sich diese Zeitung nicht von anderen. So belanglos dem westlichen Leser der Inhalt der Zeitung auch erscheinen mag, ihm sind doch immerhin eine Reihe von Personen, die des Erwähnens wert befunden und künftig als Partei- oder sogar ZK-Mitglieder eine gewisse Rolle spielen werden, zu entnehmen. Außerdem erfahren wir die Namen einiger Orte, die bisher noch unbekannt waren und die es jetzt in eingehender Arbeit zu identifizieren gilt. Weiterhin sind Produktionsergebnisse einzelner Sowchosen von Bedeutung, die in den Statistiken des gesamten Königsberger Gebietes nicht enthalten sind, die aber über die landwirtschaftlichen Verhältnisse in den verschiedenen Teilen des nördlichen Ostpreußen Aufschluß geben. Wichtige Einsichten sind anhand dieses Materials auf dem Hintergrund anderer jahrelanger Beobachtungen zu gewinnen.

Mögen im Laufe der nächsten Monate und Jahre weitere — wenigstens einzelne — Ausgaben dieser und anderer Zeitungen aus dem nördlichen Ostpreußen zu uns gelangen.

Peter Wörster

**Unserer Heimat gehört unsere Seele,
unseren Toten gehört unser Herz.**

Unser Ziel heißt Königsberg

Alle Staaten in Europa und auch die Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada haben 1975 in Helsinki die KSZE-Schlußakte unterzeichnet. Nach ihr sind alle europäischen Staaten verpflichtet, freiere Bewegung und Kontakte, Möglichkeiten für umfassenderes Reisen ihrer Bürger zu entwickeln. Die nachprüfbare Wirklichkeit im geteilten Deutschland entspricht dem bisher leider nicht. Zur nachprüfbaren Wirklichkeit gehört, daß kein Ostpreuße seine Heimatstadt Königsberg besuchen darf. Wie ist es eigentlich 36 Jahre nach Kriegsende zu begründen, daß niemand in das nördliche Ostpreußen einreisen darf? Der Bundeskanzler hat bei seiner letzten Moskau-Reise keine Zeit gefunden, so hieß es, dieses Thema überhaupt anzusprechen, obgleich es für viele Deutsche ein brennendes Problem darstellt. Wird er Zeit finden, es anzusprechen, wenn Breschnew im November nach Bonn kommt, oder wird er wieder schweigen zu diesem Thema, das uns alle so beschäftigt? Dabei könnte das Recht zumindest auf Besuchsreisen ins nördliche Ostpreußen längst ebenso durchgesetzt sein, wie sie es ins südliche Ostpreußen schon lange sind.

Ich hatte im vergangenen Jahr die Ehre, die Delegation des Bundestages zu leiten, die an der KSZE-Konferenz der Parlamentarier in Brüssel teilnahm. Während dieser IV. Interparlamentarischen Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa habe ich das Thema öffentlich und in mehreren langen Gesprächen mit dem sowjetischen Delegationsleiter, Herrn Ruben, dem Präsidenten des Nationalitätensowjets, angesprochen. Auf seine Weige-

*Generalambulat der Union
der Sozialistischen Sowjet-Republiken*

2 Hamburg 76
Am Feenteich 20
Telefon 2 29 53 01

Den "3". August 1979

Nr. 1402

Sehr geehrte r. Herr 

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 28. 7. 78

teilen wir Ihnen mit, dass es zur Zeit keine Möglichkeit besteht, das Gebiet Kaliningrad als Tourist zu besuchen.

Hochachtungsvoll

i.A. 

Ein "Dokument" - ohne Kommentar!

rung, sich in dieser Frage zu bewegen, habe ich ihm geantwortet, daß es dann überhaupt kein Schlußdokument geben werde, weil das nur einstimmig angenommen werden könne. Nach langem Hin und Her kam dann doch eine erstaunlich weitgehende Formulierung zustande, die klar auf das nördliche Ostpreußen bezogen war: Die Teilnehmerstaaten werden Möglichkeiten suchen, um weitere Gebiete für Touristenreisen zugänglich zu machen. Gemeint war ganz klar das Königsberger Gebiet. Dies ist also auf dem Papier bereits zugestanden. Wir müssen jetzt die konkrete Frage stellen, was die Bundesregierung daraus gemacht hat. Hat sich der deutsche Botschafter in Moskau überhaupt schon einmal erkundigt, wann denn nun diese Prüfung abgeschlossen ist und die Reisen beginnen können? In Madrid hat man das Thema nur verschämt in einer Unterkommission angesprochen. Für die Rede unseres Außenministers war es nicht wichtig genug. Die Bundesregierung täuscht sich aber, wenn sie meint, dieses Thema werde sich durch Liegenlassen erledigen. Nicht nur die Ostpreußen werden weiter darauf drängen, daß sie ihnen in Helsinki zugestandene Rechte auch ausüben können. Unabhängig von jeder Parteipolitik, die zu treiben nicht Aufgabe der Landsmannschaft Ostpreußen oder der Stadtgemeinschaft Königsberg ist, sind wir berufen, diese Frage mit allem Nachdruck aufzuwerfen. Es ist unsere Aufgabe, anderen lästig zu fallen, andere zu drängen, in dieser Sache keine Ruhe zu geben, bis eine Lösung erreicht ist. Es gibt erste Anzeichen, daß sich die Position der Sowjets nicht mehr so hart darstellt, wie das in den vergangenen 36 Jahren der Fall war.

So ist beispielsweise die scharfe Kontrolle entfallen, der sich alle aus anderen Teilen der Sowjetunion in das nördliche Ostpreußen Einreisenden bisher unterziehen mußten. Ohne Geheimnisse ausplaudern zu wollen, kann ich doch soviel verraten, daß es einzelnen Kundschaftern bereits möglich war, Königsberg oder auch Memel zu besuchen. Dies sind hoffnungsvolle Anzeichen. Wir müssen dieses Eisen jetzt schmieden. Ich habe daher im Deutschen Bundestag einen entsprechenden Antrag eingebracht, der von meiner Fraktion unterstützt wird. Darin wird die Bundesregierung aufgefordert, sich der Frage der Einreise in das nördliche Ostpreußen mit allem Nachdruck anzunehmen. Ich bin von einem fest überzeugt: Wenn sie dies vorbehaltlos und nachdrücklich tut, wird es gelingen, dieses für uns so wichtige Ziel im Laufe der nächsten Jahre zu erreichen. Darauf müssen wir hinarbeiten. Hierbei bitte ich Sie alle um Ihre tatkräftige Unterstützung.

(—)



Johanne Seeger

aus der Stadt Ragnit konnte in seltener Rüstigkeit am 1. Mai 1982 ihren

104. Geburtstag

festlich im Kreise vieler Gäste und zahlreicher Ragniter Landsleute begehen. Die Jubilarin wird in rührender Weise von ihren beiden Töchtern umsorgt. Frau Seeger ist unbestritten sowohl älteste Ragniterin als auch Lüneburgerin. Der Kreisausschuß und die Beauftragten der Stadt Ragnit wünschen dem hochbetagten

„Geburstagskind“ weiterhin zufriedenstellende Gesundheit und Wohlergehen. (Die Postanschrift lautet: Yorckstraße 9 in 2120 Lüneburg.)

Namens des Kreisausschusses:

M. Hofer Fr. Bender G. Jürgens

Für die Stadt Ragnit:

Dr. F. Burat B. Sawetzki

Besuchsfahrten nach Nordostpreußen

Die Botschaft der UdSSR in der Bundesrepublik Deutschland — Konsularabteilung — hat mir im Dezember 1981 aufgrund meiner Anfrage betreffs eines Besuches unserer ehemaligen Heimatstadt Tilsit mitgeteilt, daß zur Zeit keine Möglichkeit besteht, das Gebiet „Kaliningrad“ zu besuchen. Außerdem wurde in dieser Auskunft darauf hingewiesen, daß Reiseunternehmen der Bundesrepublik Deutschland genaue Informationen erteilen.

Das Reisebüro Detmold hat nach Rücksprache mit der Zentrale in Frankfurt/Main erklärt, daß Reisen nach Nordostpreußen nicht unternommen werden können, da notwendige Genehmigungen der zuständigen sowj.-russ. Stellen nicht vorliegen.

Daraufhin habe ich diese Besuchsfrage dem Bundesaußenministerium — Auswärtiges Amt — in Bonn zur Beantwortung vorgelegt.

Das Auswärtige Amt hat dazu folgende Erklärung abgegeben:

„Die Bundesregierung bemüht sich seit langem — bisher leider vergeblich — um eine Öffnung des nördlichen Ostpreußen für den Reiseverkehr aus der Bundesrepublik Deutschland. Hierüber sind wiederholt Gespräche auf hoher Ebene geführt worden. Zuletzt hat

Bundespräsident Professor Dr. Karl Carstens unser Anliegen gegenüber Generalsekretär Breschnew während dessen Besuchs in der Bundesrepublik Deutschland vom 22. bis 25.11.1981 zur Sprache gebracht. Eine Reaktion der sowjetischen Seite auf diese Intervention liegt bisher nicht vor. Sie dürfen aber gewiß sein, daß die Bundesregierung sich weiterhin dafür einsetzen wird, die sowjetische Seite, die, ohne dafür nähere Gründe anzugeben, das ganze Gebiet des nördlichen Ostpreußen in der Liste der für Ausländer gesperrten Gebiete der RSFSR aufführt, in ihrer bisher negativen Haltung umzustimmen.“

Trotz dieser Auffassung werde ich einen entsprechenden Antrag der Regierung der UdSSR in Moskau über die Deutsche Botschaft der Bundesrepublik in Moskau vorlegen.

Im übrigen empfehle ich unseren Landsleuten, bei schriftlichen Anfragen an die Botschaft der UdSSR in Bonn — Bad Godesberg — Postfach 200908 — Rückporto beizufügen, da Antwortbriefe der Botschaft der UdSSR in Bonn per Nachnahme mit dem Hinweis „Porto bezahlt Empfänger“ zugestellt werden.

Heinz Kebesch

Unsere Meinung

In den letzten Monaten zeigten einige Kinos in der Bundesrepublik den Film: „Mit dem Wind nach Westen“, die dramatische Flucht der Familie Strelzyk mit dem Heißluftballon aus Deutschland nach Deutschland.

Es ist ein Dokument aus unserem Alltag im geteilten deutschen Vaterland, das die Jury für das Filmfestival in Berlin nicht übernahm, um politischen Zündstoff zu vermeiden. Der Film zeigt, wie erfinderisch die Not der Unterdrückung deutsche Landsleute gemacht hat, wie sie deren Willenskraft herausforderte, wie sie den Widerstand der ganz auf sich allein angewiesenen Menschen formte, dort nicht zu bleiben, wo sie sich unterworfen und gedemütigt fühlten, sondern das Leben für die Freiheit zu riskieren.

Das strahlt Ermutigung aus, das ruft uns auf: In Verwirklichung der KSZE-Beschlüsse von Helsinki fordern wir von der Sowjetunion und von der DDR verstärkt Möglichkeiten ungehinderter Ausreise in den Westen für unsere deutschen Landsleute.

Frieden und volle Menschenrechte sowie die Wiedervereinigung in Freiheit für die Deutschen in Ost und West müssen als unabdingbare Forderung von der Bundesrepublik vertreten werden.

Die Öffnung der nördlichen Teile von Ostpreußen und des Memellandes für deutsche Touristen muß von der Bundesregierung erneut und energisch vertreten und zur Sprache gebracht werden.

Matthias Hofer, Kreisvertreter

Heuernte daheim



*Landweg vom Gut Schirren nach Windungen,
Richtung Lesgewangen*

Verpflichtung

Das Heimweh soll uns bleiben
Nicht nur als Last und Not.
Es soll uns vorwärts treiben
Als hehres Pflichtgebot.
Das Land, das unsern Ahnen
Gab hoher Taten Kraft,
Das soll uns täglich mahnen,
Daß keiner müd' erschlafft. —
Nicht nur das Brot gibt Leben;
Horcht auf des Geistes Ruf
Und haltet wach das Streben,
Das einst die Heimat schuf!

Tilla Schoepffer-v. Kritten

Bruderhilfe Ostpreußen

Hilfe für unsere Landsleute in Ostpreußen mit Ihrer Mithilfe durch die „Bruderhilfe Ostpreußen“!

Die Kontakte und die Vertrauensbasis, die durch die jahrzehntelange, segensreiche Tätigkeit der „Bruderhilfe Ostpreußen“ zu unseren heimatverbliebenen Landsleuten geschaffen wurden, sollen nicht abreißen zu einer Zeit, in der diese, ihrem Deutschtum treu gebliebenen Menschen, mehr denn je auf uns warten — auf uns, die wir vielleicht damals in dem Grauen der letzten Kriegstage nur eine Stunde vor ihnen die letzte herausfahrende Eisenbahn oder einen allerletzten Treckwagen erreichten.

Jahr um Jahr hoffen sie auf ihr Deutschland, in dem man frei leben und sich durch fleißige Arbeit eine Lebensgrundlage schaffen kann. Jahr um Jahr müssen sie als Fremde in ihrer fremd gewordenen Heimat unter fremden, kommunistischem Regime oft in großer materieller und seelischer Not leben. Die dort Zurückgebliebenen werden immer einsamer, je mehr Deutsche die Heimat verlassen.

Viel Not hat die „Bruderhilfe Ostpreußen“ bisher lindern, viel Freude und damit neue Kraft und Hoffnung hat sie geben können, aber viel bleibt noch zu tun. Packen wir es an und helfen wir alle mit! Guterhaltene Sachspenden, Kleidung und Schuhe, vor allem für Kinder, Bücher unpolitischen Inhalts und natürlich Geldspenden — egal ob groß oder klein — (auf Wunsch gegen Spendenquittung) bitte an die **Bruderhilfe Ostpreußen**, Parkallee 86, 2000 Hamburg 13, Postscheck-Konto Hamburg 75 57-203 oder Hamburgische Landesbank, Girozentrale, Kto.-Nr. 195 982.

Deutsche können nicht Mitglied des „Bundes der Polen in Deutschland e.V.“ sein — auch nicht deutsche Aussiedler!

Der von der polnischen kommunistischen Regierung unterstützte Bund der Polen in Deutschland e.V. — gegründet 1922 — sagt in seinem Mitgliedsbuch:

„Wahrheiten der Polen

1. Wir sind Polen!
2. Der Glaube unserer Väter ist auch der Glaube unserer Kinder!
3. Der Pole ist dem Polen Bruder!
4. Täglich dient der Pole dem Volke!
5. Polen/Poland ist unsere Mutter, über die Mutter darf man nicht schlecht sprechen!”

Deutsche Vertriebene sind — wie die deutschen Aussiedler — keine Polen. Sie sind und bleiben Deutsche mit deutscher Abstammung, auch wenn sie nach 1945 geboren sind. Sie kommen nach Deutschland und wollen hier keine polnischen Ziele verfolgen oder polnische Aufgaben erfüllen. Das wäre ein Widerspruch zu § 1 des Vertriebenengesetzes und zu § 11 des Lastenausgleichsgesetzes; denn dort heißt es:

„Vertriebener ist, wer als deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger seinen Wohnsitz in den zur Zeit unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten oder in den Gebieten außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches nach dem Gebietsstand vom 31. Dezember 1937 hatte und diesen im Zusammenhang mit den Ereignissen des zweiten Weltkrieges infolge Verreibung oder Flucht verloren hat.”

Nach § 7 des Vertriebenengesetzes erwerben auch die nach 1945 geborenen Kinder deutscher Aussiedler diese Rechte.

Wer Mitglied des „Bundes der Polen e.V.“ wird, bekennt sich lt. Mitgliedsbuch dieses Verbandes zum Polentum. Deutsche Vertriebene und Aussiedler bekennen sich zum Deutschtum — das ist ihre persönliche Aussage; denn sie kamen hierher, um als Deutsche unter Deutschen zu leben.

Jugend muß zum Erhalt der Einheit der deutschen Nation beitragen Kultusminister empfängt Preisträger des Deutschlandwettbewerbes

Ob wir als deutsche Nation weiterleben, hängt in erster Linie von uns selbst ab. Die Jugend kann vieles tun, um dazu beizutragen. Diese Ansicht vertrat Kultusminister Dr. Peter Bendixen anlässlich der Auszeichnung der ersten dreißig Preisträger des Schülerwettbewerbes „Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert . . .“ im Kieler Landeshaus. Den Wettbewerb hatte das Kultusministerium für Schüler der Klassen 8 bis 10 aller Schulen ausgeschrieben. Die Preisträger kommen aus allen Schularten aus allen Teilen Schleswig-Holsteins.

Bendixen meinte, der Deutschlandwettbewerb habe seinen Zweck in doppelter Hinsicht erfüllt: Zum einen war er so angelegt, daß möglichst viele Schüler daran teilnehmen konnten, sie brauchten nicht Aufsätze zu schreiben oder Bilder zu malen, mußten aber bei insgesamt 30 Fragen aus Geschichte, Erdkunde, Kultur, Politik und Wissenschaft bei drei Antworten die richtige ankreuzen. Zum anderen sollten die Fragen die Schüler ermutigen, sich über Deutschland mehr Wissen anzueignen, Gespräche zu führen und darüber nachzulesen.

Die Resonanz des Wettbewerbes war überwältigend, berichtete der Minister. Insgesamt 18 132 Schülerinnen und Schüler aus 166 Hauptschulen, 32 Sonderschulen, 112 Realschulen, 83 Gymnasien und 23 Berufsschulen schickten ausgefüllte Antwortbögen ein. Auch das inhaltliche Ergebnis sei äußerst ermutigend. Trotz einiger schwieriger Fragen wurden bei über 80 % aller Antwortbögen die richtigen Antworten angekreuzt.

Der Kultusminister bedankte sich bei den Schülern für die hervorragende Beteiligung; ebenso dankte er allen Lehrern und Eltern, die mitgeholfen hatten, die Fragen zu beantworten. Er ermutigte die Schüler, sich weiterhin für die deutsche Frage zu engagieren. Als Beispiele für ein mögliches Engagement der Schüler nannte er: sprechen über Deutschland, die deutsche Teilung und die deutsche Nation; Kontakte mit Verwandten, Bekannten und Freunden in allen Teilen Deutschlands; Fahrten nach Berlin an die Zonengrenze und in die DDR. Bendixen: „Wir brauchen das Wissen voneinander, um so das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken.“

Wer kennt noch die Heimat,

wer von uns erinnert sich noch an das tägliche Miteinander — und an Originale unserer guten alten Zeit?

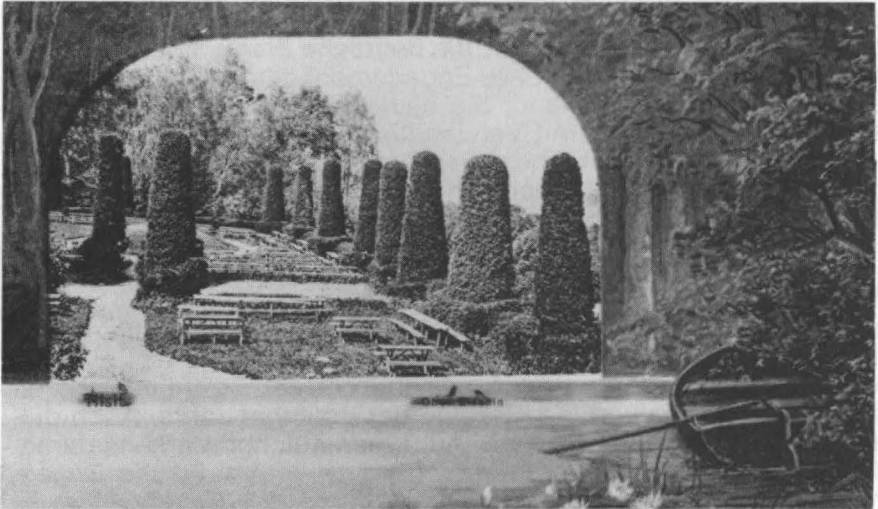
Mehr als fünfzig Jahre liegen zwischen dieser Erzählung und einem sonnigen Maienitag zu Beginn der dreißiger Jahre. Auch dieser lebensbeschreibende Ausschnitt heimatlichen Wirkens damaliger Zeit soll dazu anregen, liebenswerte ostpreußische Begegnungen der Nachwelt zu erhalten. —

Die Rede ist heute von einem ehrbaren Handwerker, seiner besonderen Begabung und seinem unergründlichen Einfallsreichtum. — Ein Original jener unvergeßlichen Zeit? — Dem Leser sei es überlassen, eine passendere Formulierung zu finden. —

Hermann Rochelmeier war nicht irgendein Flickschuster. O nein, seine Kenntnisse reichten erheblich weiter. Als ein Meister seines Fachs hatte er schon zu Kaiser Wilhelms Zeiten Stiefel und Schuhe nach Maß angefertigt. Und daß dieses von ihm gefertigte Schuhwerk noch dazu in Paßform und Qualität ihm stets zufriedene Kunden bescherte, war gewiß kein Zufall. Gab es so etwas in

dieser biederer Zeit nicht gerade häufig; denn nicht selten, wie ich es später an anderer Stelle erlebt habe, paßten zu alten Schaftstiefeln gefertigte Vorschuhe dem besser, der sie angefertigt hatte, als dem, der sie tragen sollte. Nicht so bei Meister Rochelmeier.

Wohnung und Werkstatt dieses unvergessenen, altgedienten Landsmannes befanden sich im rechten Flügel eines niederen Zweifamilienhauses, direkt gegenüber der zweiklassigen Obereißeler Volksschule. Vor der Schule der Pausen-Tummelplatz, seitlich zur Linken eine majestätisch aufragende, alte Kastanie. Und zwischen Schule rechts und Schuhmacherwerkstatt links führte die schon an anderer Stelle beschriebene Kiesstraße zum Außenbereich des Gemeindebezirks, vorbei an idyllischen Gärten und malerisch verwunschenen Häuschen — vorbei am Dorfanger, der auch als Spiel- und Sportplatz diente. — Außerhalb von Spiel und Sport war nun die Schusterwerkstatt ein bei den Schulkindern besonders beliebter Anziehungspunkt.



Der Park im idyllisch gelegenen Ausflugsparadies Obereißeln

Das Verweilen in der Werkstatt war aber nur möglich, wenn gleichzeitig Schuhe zum Besohlen gebracht oder abgeholt wurden, oder auch neu zu fertigende Schuhe maßgenommen oder angepaßt werden mußten.

In der Werkstatt roch es nach frischem Leder, nach Lederschwärze, Pech und Tabak. Gleichwohl war der Aufenthalt dort immer hoch interessant, wenn man dem Meister bei seiner Arbeit zusehen durfte. Nicht nur die unterschiedlichsten Werkzeuge und

Hilfsmittel, oder gar das Erarbeiten eines neuen Pechdrahtes allein regten unsere Aufmerksamkeit an. Richtig spannend wurde es erst, wenn der Meister aus früheren Jahren erzählte. Seine Dorfgeschichten, mit märchenhafter Illustration versehen, zogen uns immer wieder in seinen Bann.

Kannte er doch jeden seiner Kunden besser, als dieser sich selbst. Aus dem jeweiligen Schuhwerk, das ihm zur Reparatur gebracht wurde, las er wie aus einem Buch. Größe und Beschaffenheit der Füße und des Schuhwerks — besonders aber die an der Art des Tragens erkennbaren Merkmale und Gewohnheiten vermittelten wertvolle Einblicke in das Innenleben seines Trägers. Gute oder nachteilige Eigenschaften des beschuhten oder bestiefelten Fußes ließen im übrigen weitere Folgerungen zu, die mit der persönlichen Note des Trägers verblüffend übereinstimmten. — Gern gesehene und ungebetene Besucher meldete schon aus angemessener Entfernung sein treuer, ebenfalls betagter vierbeiniger Begleiter an. Ein Rassespitz schien es auf den ersten Blick nicht zu sein. Doch ließen Profil und Wachsamkeit kaum einen anderen Schluß zu. Sein gelbbraunes, zotteliges Fell war gepflegt. Diszipliniert wie sein Herrchen hörte er auf den Namen „Strips“. —

An einen Tag vor Pfingsten, der uns vorsommerliche Temperaturen gebracht hatte, erinnere ich mich noch genau. Es mochte kurz nach Vesper gewesen sein. Mit einigen Teilen schadhafte Pferdegeschirrs war ich auftragsgemäß zu Meister Rochelmeier unterwegs; denn auch als Sattler verstand er sich ausgezeichnet.

Vor dem Seiteneingang, der ins Haus führte, an der Hauswand rechts daneben auf einer Gartenbank sitzend, traf ich ihn an. Strips empfing mich wedelnd an der Gartenpforte; ich war schließlich kein Fremder.

Der Meister hatte sein Tagewerk beendet und genoß die angenehme Wärme der sich neigenden Nachmittagssonne — und den Duft des aufgeblühten Flieders. Aufmerksam sah er mir entgegen. Er schien bester Laune zu sein, nahm mir das Geschirr ab, das er der Ordnung halber erst einmal ins Hausinnere brachte. Während er, wieder draußen auf der Bank sitzend, bedächtig seine Tabakspfeife zu stopfen begann, entwickelte sich ein alltägliches Gespräch über Land und Leute und den Schulbetrieb. Behutsam zündete er seine Pfeife an und legte schützend den Deckel darüber. Herrlich war es hier draußen. Auf der Straße nebenan strebte ein alter Herr am Stock seiner Behausung zu. Es war Herr Thurau. Als früherer Amtsdienner war er fast so etwas wie eine Respektsperson gewesen. Und um dies heute noch zu unterstreichen, hatte er seine Ankleidegewohnheiten nicht geändert. Sein Gehrock war schon sehr abgetragen. Un so mehr zierte ein Dreispitz sein stolzes Haupt. Ihm begegnete ein Mann, barhäuptig und wie ein Schneider gekleidet, den er nur knapp grüßte. Von einem heftigen Koofschütteln befahl

len, näherte sich dieser geschneiderte Mann nun der Gartenpforte des Schuhmachers. Strips knurrte ihn an und bekräftigte seinen Unmut mit lautem Gebell. Der Meister ging nun zur Gartenpforte. Beide sprachen nur kurz miteinander. Dann entfernte sich der Schneider kopfschüttelnd, wieder dorthin, woher er gekommen war. Meister Rochelmeier setzte sich wieder auf die Bank und erzählte nun, nach der Ursache des unaufhörlichen Kopfschüttelns seines Besuchers von mir befragt, was es damit auf sich hatte. Niemals wohl habe ich bisher darüber gesprochen. Damals mag ich vielleicht ein wenig geglaubt haben, was mir der Meister da erzählte; denn frühestens zu jener Zeit hatte ich noch nichts von der erblichen Chorea, die man zu deutsch auch Veitstanz nennt, gehört. Den Namen dieses bedauernswerten Menschen darf ich sicher nicht preisgeben; aber die simple Erklärung des Schuhmachers möchte ich nach so langer Zeit nicht mehr vorenthalten. „Es hat sich damals zugetragen, als wir noch zur Schule gingen“, erzählte der Meister. „Der Schneidersjung und ich, wir drückten gemeinsam die Schulbank. Mädchen und Jungen saßen zusammen in einer Klasse, abwechselnd und bankweise getrennt, die Jungen und die Mädchen. Da es draußen winterlich kalt war, wurden die Fenster nur kurz in der großen Pause geöffnet. — Bald war es wieder soweit, daß der Schulmeister das Zeichen zur Pause gab.

Die verbrauchte Luft in der Klasse machte müde und unaufmerksam. In der Reihe links vor mir meldete sich Tina: ‚Herr Lehrer, hier stinkt es.‘ Tatsächlich, ein unangenehmer Duft verbreitete sich rasch nach allen Seiten. Da aber der Schneider, nennen wir ihn ‚Fritz‘, vor Tina auf der Bank saß, wurde er verdächtigt und mußte aufstehen. Beschämt beteuerte dieser aber seine Unschuld. Er sei es nicht gewesen, sagte er. Schleunigst gab der Lehrer das Zeichen zur Pause. Alles mußte hinaus auf den Schulhof.

Die Mädchen aber bildeten eine Gruppe und zeigten fortan mit dem Finger auf den Schneiderjungen Fritz und riefen ‚Pfui!‘. Beschämt und in die Enge getrieben, sagte Fritz schon lange nicht mehr: ick weer dat nich. Er schüttelte nur noch heftig mit dem Kopf. Und weil er — im christlichen Glauben erzogen — offenbar die Unwahrheit gesagt hatte, behielt er dieses Kopfschütteln. Auch später, als er schon erwachsen war, mußte er immer und unentwegt mit dem Kopf schütteln.“ —

So manche Erzählung aus dem Munde des Schuhmachermeisters Hermann Rochelmeier hatte etwas von diesem Schusterlatein. Damals hätte man diesen, seinen würzigen Humor mit der Feder einfangen müssen. Seine Erlebnisse, seine mit Esprit vorgetragene, dörfliche Betrachtungsweise hätte sich vortrefflich in die dorfgeschichtlichen Erzählungen des Amtsschreibers Lorenz eingefügt. — Meister Rochelmeier aber war mir ein guter, alter Freund. Nachdem auch dem Schuhmacherhandwerk durch die zunehmenden

de Industrialisierung nach und nach der goldene Boden entzogen wurde, setzte er sich bald zur Ruhe.
Sein Name aber sollte in der dörflichen Chronik Obereißeler Erinnerungen nicht fehlen.

Gerhard Kurras

Juni

In voller Blüte steht der Rosenstrauch,
und der Jasmin hat seine Sternenpracht entfaltet.
Die Linden öffnen ihre Knospen auch.
Das Gras hat seine Rispen längst gestaltet.

Und über Ährenfelder ziehen Schwaden.
Libellen flirren munter überm Bach.
Vom Kleefeld kommen Bienen, vollbeladen.
Neugierig fliegt ihnen ein Falter nach.

Der Kuckuck ruft, die Nachtigallen singen.
Zikaden hört man und Fassadenschrei.
Was kann ein Junitag für Freude bringen!
Und er geht lange, lange nicht vorbei.

Hannelore Patzelt-Hennig

Flieder, Birken und Pfingstrosen

Mein Elternhaus war umrahmt von einer großen Fliederhecke. Besonders um die Pfingstzeit herum war alles ein Blühen und Duften, von dem ich nie genug bekam. Es genügte mir nicht, daß ich mein Näschen fortwährend in die weißen und lila Blütendolden steckte, und große Sträuße davon in die Wohnung holte, nein, sogar abends im Bett nahm ich manchmal einen blühenden Zweig zum Einschlafen in den Arm. Daß man von stark duftenden Blumen Kopfschmerzen bekommen sollte, war mir fremd. Als echtes Naturkind kannte ich auch keinen Heuschnupfen oder sonstige Allergien.

Doch zurück zum Flieder. Zwischen diesen hohen Büschen hatte ich mir ein Plätzchen zum Sitzen eingerichtet, so hatte ich eine richtige Laube — in der ich entweder spielen oder Schulaufgaben machen konnte, und wo ich mich hinflüchten konnte, wenn mein kindliches Herz voller Kummer war; denn hier sah mich niemand, wenn ich mich ausweinte.

So war der Flieder schon immer meine Lieblingsblüte, und vielleicht war das auch mit der Grund, daß das Pfingstfest mein liebstes Fest war. Da konnte es zu Weihnachten noch so heimelig sein, mit Kerzen und Tannenbaum, mit Marzipan und Nüssen und allerlei Gebäck . . . da konnte der „Hase“ zu Ostern noch so viele

bunte Eier bringen — nichts ging über Pfingsten! Das war ein Grünen und Sprießen, ein richtiges Wetteifern all der Büsche, Bäume und Blumen um die schönsten Blätter und Blüten. Zu prachtvollen Blütenköpfen entwickelten sich die Pfingstrosen und ihr Duft vermischte sich mit dem des Flieders. Doch das schlichte, zarte Birkengrün „spielte“ die Hauptrolle zum Pfingstfest. Am Sonnabend vor dem Fest zogen die Männer mit Leitern und Sägen los, so auch mein Vater (und ich immer hinterher . . .), um von den Birkenbäumen — die die Straße säumten — die unteren Zweige abzusägen. Voller Eifer half ich mit, die Zweige heimzuschleppen. Damit wurde dann das ganze Haus geschmückt. Draußen vor der Tür wurden zwei besonders große Zweige aufgestellt. Wenn man dann ins Haus hinein oder hinaus wollte, hatte man das Gefühl, als schreite man durch einen grünen Wald, denn auch im Hausflur standen und hingen überall Zweige. Dieser Schmuck wurde auch in der ganzen Wohnung fortgesetzt, und der frische Birkenduft durchzog das Haus. Bei mir über dem Bett hingen natürlich auch einige Zweige, und nun machte ich es mit den Birken genauso wie mit dem Flieder: Zum Einschlafen nahm ich ein Zweiglein davon in den Arm. Draußen hatte mein Vater auch das Scheunentor, die Stall- und Schauertür mit Birkenzweigen dekoriert. Es war halt ein Brauch, eine Sitte (erst viel später bekam ich zu hören, daß es mit einem alten Heidenglauben zu tun hatte), und es gehörte für uns dazu, so wie die Sonne zum Himmel.

Und o Wunder, zu Pfingsten hatten wir immer schönes Wetter. Wir Kinder bekamen zum Fest jedes Jahr ein neues Kleid und durften es am ersten Feiertag anziehen, das war immer eine besondere Freude. Schon früh morgens schlüpfen wir an so einem sonnigen Pfingsttag aus den Betten, streiften das neue Kleid über — die Schuhe oder Sandaletten hatte Vater blankgeputzt —, und dann führte mich mein erster Gang hinaus auf Nachbars Wiese, wo ich eine Stelle am Rand des Baches wußte, wo Veilchen versteckt im hohen Grase blühten. Puh, wie war das Gras noch naß vom Tau. Ich setzte — vorsichtig wie ein Storch — einen Fuß vor dem anderen, um an die kleinen Blümchen zu gelangen, doch da ich offene Sandaletten trug, wurden meine neuen, weißen Kniestrümpfe nicht nur naß, sondern auch grün. Trotzdem gab ich mein Vorhaben nicht auf, denn ich wollte dieses Veilchensträußchen meiner Mutter bringen.

Bekanntlich blühen diese kleinen Frühlingsblumen bereits zu Ostern, aber bei uns kam der Frühling halt später. Der Winter dauerte immer bis weit in den April hinein, da waren die Büsche und Bäume noch kahl, nur hier und dort wagte sich manchmal eine Knospe zaghaft hervor. So war bei uns Pfingsten das eigentliche Frühlingsfest.

Meistens hatte sich zu den Festtagen Besuch angemeldet, und die Erwartung war jedesmal groß. Zwar kamen immer die Verwandten aus dem eine Wegstunde entfernten Nachbarort — Onkel und Tante fuhren dann mit der Pferdekutsche vor — dennoch fand ich das ganze Drum und Dran immer wieder aufregend. Da wurde Tage vorher das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Es wurde nicht nur geputzt und alles fein gemacht, auch Kuchen wurde gebacken und das Essen vorbereitet. Wenn das alles so weit — für den Empfang — fertig war, blieb es meine Aufgabe, Blumen ins Haus zu holen (Flieder und Bauern- bzw. Pfingstrosen) und in Vasen zu stellen. Manchmal hatte sich auch Besuch aus dem fernen Berlin angemeldet. Zwar hatten diese Verwandten den weiten Weg nicht nur unseretwegen gemacht, es gab ja noch mehr Leutchen zu besuchen, aber wenn die Berliner kamen, das war schon eine kleine Sensation in unserer abgeschiedenen Landeinsamkeit. So waren Birken, Flieder, Bauernrosen, neue Kleider und Besuch in meinen Erinnerungen unzertrennlich mit dem Pfingstfest in der Heimat verbunden.

Gertrud Haug-Gibson
früher: Falkenort
Kreis Tilsit-Ragnit / Ostpreußen

Sommerferien in Neu-Argeningken

In der Inflationszeit, nach dem Ersten Weltkrieg, waren auch in den Städten Ostpreußens die Lebensmittel knapp. Deshalb schickte unser Vater meinen Bruder und mich — wir waren zwei kleine Steppkes von fünf und sechs Jahren — zur Erholung auf das Land zu seinem Jugendfreund, Onkel Oskar nach Neu-Argeningken.

Auch dort wurde sparsam gelebt. Zur Sauerampfersuppe verspeiste nicht jeder ein Ei, nein so verschwenderisch lebte man damals nicht! Tante Liesbeth schnitt ein paar hart gekochte Eier in die Suppe hinein, und wir freuten uns über diese Kostproben. Denn Eier waren wertvoll und wurden in Tilsit auf dem Wochenmarkt zu möglichst hohen Preisen verkauft. Das Leben auf dem Bauernhof war für uns Stadtkinder trotzdem ein wahres Paradies. Onkel Oskar schaltete wie ein kleiner König auf seinem Grundstück. Und er hatte ein Herz für uns Kinder. „Nun bin ich euer Vater“, sagte er in seiner bedächtigen Art.

Jeden Morgen wanderte Onkel Oskar durch seine Felder, um den Stand des Getreides zu prüfen. Manchmal durften wir ihn begleiten. Stets stärkte er sich im Krug mit einem kräftigen Morgentrunk, und daß der nicht alkoholfrei war, merkten wir bald. Doch uns störte das nicht, um so mehr aber die resolute Tante, die dem Onkel oft wegen seiner Liebe zum „flüssigen Korn“ Vorhaltungen machte.

Wir aber liebten den Onkel und verziehen ihm diese Schwäche gern, zumal es im Krug lange, rot- und weißgestreifte Pfefferminzstangen gab, die der Onkel uns von solchen „Abstechern“ mitzubringen pflegte. Ganz versunken in den Genuß dieser süßen Stangen trippelten wir brav im Gänsemarsch hinter Onkel Oskar her, in respektvollem Abstand von einigen Metern. Denn so gebot es die Ehrfurcht vor den Erwachsenen.

Und dann begann die Roggenernte und mit ihr eine herrliche Zeit für uns Kinder. Nachmittags durften wir Vesper tragen. Ganz stolz wanderten wir mit Holzschlorren an den Füßen auf das Feld hinaus. Von weitem hörten wir das Wetzen der Sensen. Schnitter und Binderinnen warteten schon auf uns. Während sie sich stärkten, spielten wir Versteckchen zwischen den Hocken. Geschickt mußten wir sein, wenn wir hineinkrochen, denn diese kunstvoll aufgebauten „Dächer“ durften wir nicht umstoßen.

Danach genossen wir die Wonne zwischen Milcheimern und Schelmeln, auf dem harten Sitzbrett des Milchwagens einen ausgetrockneten Landweg entlangzustukern, um zum Melken zu fahren. Eines Tages entdeckten wir in dem Milchwagen einige Scheiben vertrockneten Brotes. Sie waren alt und hart. Uns Kindern aber, die in diesem Alter immer hungrig waren, mundeten sie vortrefflich. Bald waren alle Kühe gemolken bis auf Rosa, die unserer Landarbeiterfrau gehörte. Sie kam auf unseren Wagen zu, suchte aufgeregt und rief plötzlich: „Wäms krätscher Lorbaß hadd mien Brot genoahme? Dat wär doch far miene Koh, de Rosa. De steiht joa nech biem Melke, wenn se nech ehr Brot krecht!“ Da ließen wir ertappten Sünder die Nasen hängen, und unter weiteren Schmähreden über „dreidammliche Stadtkinder“ schlichen wir wie begossene Pudel davon. Mit den Milchwagenfahrten war es nun aus.

Doch Kinder trösteten sich schnell, und am nächsten Tag waren wir wieder auf der Weide. Der Hütejunge Emil schnitzte uns Weidenpfeifen, denen wir wohlklingende Töne entlockten, und gab uns auch Weidenstöcke, mit denen man Kälber schichern konnte. Das bereitete uns einen Heidenspaß. Wir kitzelten mit unseren Stöcken das Jungvieh und scheuchten es am Zaun entlang von einem Ende der Weide zum andern. Uns konnte ja nichts zustoßen außerhalb des Zaunes.

Dann aber geschah etwas Furchtbares. Noch heute fährt mir der Schreck in die Glieder, wenn ich daran denke. Plötzlich raste ein Bulle hinter mir her. Wie das geschehen konnte, wußte niemand. Vielleicht hatte er sich durch das nicht fest geschlossene Weidegatter gezwängt. Nun stampfte er keuchend und schnaubend den Weg entlang, immer hinter mir her. Ich wagte nicht, mich umzublicken. Ich rannte um mein Leben. Hinter mir dröhnte der Boden unter seinen Hufen. Jeden Augenblick konnte er mich mit seinen Hörnern aufspießen und zertrampeln. Doch der Hütejunge Emil be-

hielt seine Geistesgegenwart und ließ sich durch die drohende Gefahr nicht einschüchtern. Es gelang ihm, den Bullen zu überholen und ihn mit einem dicken Knüppel zurückzuscheuchen. Das zornige Tier ließ von mir ab, und ich war gerettet. Daß ich ein Stoßgebet zum Himmel schickte, wird mir jeder glauben und auch, daß wir nie wieder Kälber schichern gingen.

Es war Ehrensache, daß die Erwachsenen nichts von solchen Abenteuern erfuhren. Am Feierabend saßen wir artig, als ob wir kein Wässerchen getrübt hätten, im Garten auf der Bank vor dem Haus und sangen. Diese gemütlichen Abendstunden liebte Onkel Oskar. Eines Abends hieß es: „Heute dürft ihr auf der Bleiche vorsingen!“ Das war ein Fest für alle, wenn gebleicht wurde. Die Wäsche lag auf einer Wiese ausgebreitet, wurde tüchtig mit Wasser besprengt und sollte nun bei Mondenschein die ganze Nacht bleichen, damit sie schön weiß wurde. Knechte und Mädchen hatten sich eine Hütte aufgeschlagen.

Sie vertrieben sich die Zeit mit Singen und munteren Spielen. So wurde ihnen die Nachtwache nicht zu lange. Sie empfingen uns kleine Säger mit Lachen und Scherzen und baten um das Lied vom schönen Gärtnermädchen. Noch heute kann ich es auswendig singen: War einst ein junger Gärtner, der sang ein traurig Lied . . . Für die Heimfahrt hatte sich Onkel Oskar eine Überraschung ausgedacht. Was mochte das nur sein? „Bunte Nuscht mit geele Feetkes!“ brummte Onkel Oskar verheißungsvoll, und Tante Liesbeth rief lachend: „Kinderfragen mit Zucker bestreut! Ihr werd't schon sehn! Jetzt schmiert euch noch ordentlich mit Schweineschmalz ein und legt euch im Obstgarten in de Sonn', damit ihr schön braun ausseht, wenn ihr nach Haus' kommt!“

Am Morgen des Abschiedstages fuhr Tante Liesbeth mit dem „Gig“, einem zweirädrigen, eleganten Wagen, vor, das der Moritz, ein schneidiger Rappe zog. Ob das die Überraschung war? Stumm vor Staunen betrachteten wir das hübsche Gefährt. „Nu steig man ein. Die Tante fährt euch bis Tilsit!“ rief der Onkel Oskar schmunzelnd. Niemand war glücklicher als wir. In diesem schmucken Wagen über Land zu fahren, bedeutete die Erfüllung unserer sehnsüchtigsten Träume.

Wenn man als Kind auch noch nicht viel Sinn für Naturschönheit hat, so genossen wir diese Fahrt auf unsere Art, indem wir unsere Aufmerksamkeit dem Moritz widmeten. Er war ein kluges Tier. Sobald er von ferne einen Dorfkrug witterte, steuerte er unaufgefordert darauf los. Jedesmal rief dann Tante Liesbeth empört: „Also auch hier kehrt er ein!“ Dieser „Er“ konnte niemand anders sein als der gute Onkel Oskar, und wir Kinder kniffen uns heimlich, wenn Moritz schon wieder „einkehren“ wollte . . .

Der gute Onkel Oskar und Tante Liesbeth, die uns so unvergeßliche Sommerferien bereiteten, ruhen nun schon lange auf dem

Friedhof ihres Heimatdörfchens. Aber wenn ich von den drei netten Töchtern „Schakat“ ein Lebenszeichen erhalten könnte, würde ich mich sehr freuen.

Ursula Meyer-Semlies, Karlstraße 19, 2000 Hamburg 76

Die kleinen Flüsse im ehemaligen Kreisgebiet Tilsit-Ragnit

Wie häufig war bei uns der Wechsel von Hügel, Tal, Ebene, Wald, Flur, Fluß und See. Viele Kilometer weit dehnten sich in unserer Heimat umfangreiche Wälder, Heideflächen, Moore und Wiesen. Nirgends im gesamten Norddeutschen Flachlande hatten wir so viele, so tiefe, so steilrandig eingeschnittene und daher so abwechslungsreiche schöne Flußtäler wie beispielsweise die Inster und Szeszuppe in unserem Kreisgebiet aufzuweisen. Die Ruhe und Beschaulichkeit dieser Landschaften um die kleinen für die Landwirtschaft und Ökologie so wichtigen Flüsse war für den Charakter dieser Gegend bezeichnend. Hier war es noch die Natur, die den Ton angab, die Zeugnis von dem Werden und Vergehen des Lebens ablegte. Alles strahlte Ursprünglichkeit, Jungfräulichkeit und Frieden aus. Im aufgehenden Sonnenlicht hingen an jedem Blümlein, an jedem Grashalm auf den saftiggrünen Wiesen und an den Weg- und Flußrändern wie glasklare Diamanten unzählige Tautropfen, in denen sich tausenfach die Sonnenstrahlen brachen. Und die Luft unserer Heimat war so klar und rein. Ein solcher Morgen war für den Wanderer in dieser fern ab von Unruhe, Getriebe und Hast gelegenen Landschaft ein Geschenk aus der Hand unseres Schöpfers. Keine Farbe wurde deutlich und herrschend in den stummen und späten Frühlings- und Sommerabenden. Das tiefe Rot, das nach dem Sonnenuntergang noch geblieben war, wurde trüber, die grauen Töne wurden in der Weite des Landes immer schattenhafter, das kalkige Weiß wurde in allen Farben des Spektrums zerstreut. Die an den Flüssen angrenzenden Wiesen, reich entsprechend der Jahreszeiten mit unzähligen Blumen und Pflanzen bedeckt, schwammen in der Abenddämmerung fahl und unbegrenzt unter den aus ihnen steigenden Nebeln dahin. Hier und dort segel-

Der „Tilsiter Rundbrief“

wird auf Spendenbasis von der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. herausgegeben. Interessenten können den Rundbrief unmittelbar von der Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft Tilsit, Gaardener Straße 6 in 2300 Kiel 14 — unter gleichzeitiger Angabe ihres letzten Heimatwohnortes —, anfordern.

te ein einsamer gespenstischer Baum ins Leere, die frisch belaubten Äste hingen wie unter der Last eines erdrückenden Windes, und Spinnengewebe wirkten wie vergrößerte Netze. Und wenn die ersten Schneeflocken fielen und die Wintersonne der ruhenden Landschaft ihr Licht schenkte, so war alles in Schwermut und Stille eingefangen. Einöde, Einsamkeit, Abgeschiedenheit — — ja und nein, der Wanderer, der Bewohner dieses Landstriches konnte aus den eigentümlichen Merkmalen dieser Natur schöne und unvergeßliche Eindrücke abgewinnen. Um mit einem Dichterwort diesen Prolog abzuschließen:

Heimatland, sei es Moor und Strand
oder Fluß und Sand, es ist daraus etwas zu gewinnen
wenn man's nur anschaut mit rechten Sinnen.

Johannes Trojan

Die weiteren Ausführungen sollen mit der Szeszuppe fortgesetzt werden, die zu den größeren Flüssen des Kreises Tilsit-Ragnit gehörte. Sie hat ihre Quelle in Polen und legt die letzten 25 km ihres Laufes, nachdem sie eine Strecke von Schirwindt an als Grenzfluß gegen Litauen war, von Wedereitischken ab bis zur Mündung im Kreis Tilsit-Ragnit zurück. Beeindruckend waren ihre Ufer, die streckenweise von beträchtlicher Höhe sind, an einigen Stellen fallen sie steil, an anderen wiederum sanft ab. Beim Dorf Juckstein erheben sich die Talwände etwa 4 m hoch über dem rd. 30 m breiten Fluß. Das enge Flußtal mit den vielen Windungen der Szeszuppe zwischen Wiesen und Wälder zeigten dem Betrachter wunderbare Naturschönheiten. Dieses romantische Fließchen wurde von vielen Naturfreunden und Wassersportlern aufgesucht. Ausflüge mit Kanus und Faltbooten wurden gerne auf der Szeszuppe unternommen. Im unteren Talabschnitt hat die Szeszuppe eine ansehnliche Breite, was für die Holzflößerei von großer Bedeutung war. Auf weite Strecken war im Flußbett ein großer Reichtum an Steinen und Kies festzustellen. An der Szeszuppe lagen große Gemeinden, wie zum Beispiel das am Wald und Fluß langgestreckte Dorf Galbrasten mit der im Jahre 1928 erbauten „Dr. Rosencrantz-Brücke“, das Kirchdorf Wedereitischken, die Dörfer Aßen, Giewerlauken, Adl. Juckstein, Ackmenischken, das Kirchdorf Gr. Lenkeningken, Adl. Lenken und Raudßen. Unweit der Trappöner Chaussee stand eine vielhundertjahre alte Eiche mit einem Umfang von etwa 6 m. Sehenswert waren auch die alten Pappeln, die den Weg ab Lenken — die alte Heerstraße aus der Zeit Napoleons — eine lange Strecke wie eine Allee begrenzen. Bei diesen Erinnerungen wollen wir die etwa 72 m lange massive Brücke zwischen Gr. Lenkeningken und Lenken und die nur in jedem Sommer errichtete Holzbrücke bei Giewerlauken nicht vergessen, die die Szeszuppe überspannten. Ob diese Brücken noch vorhanden sind? Etwa 2 km

unterhalb des Blockbergs mündet die Szeszuppe in den Memelstrom, der in seiner Bedeutung als große Wasserstraße in der äußersten Ecke unserer ehemaligen Heimat die Entwicklung der Wirtschaft und des Handels des angrenzenden Landes entscheidend beeinflusste.

Die Tilbele wird bereits in den Wegeberichten des Deutschen Ritterordens erwähnt und zwar als das Fließ Tilsot oder Tilsete. Durch die im 15. und 16. Jahrhundert eingewanderten Litauer ist dieser Name in Tilbele umgenannt worden, der an und für sich Tilse lauten müßte. Die Quelle der Tilbele liegt im südlichen Teil des Kreises und zwar in dem Wäldchen von Meldienen-Patilßen, das von der Bahnstation Paballen (Eisenbahnstrecke Tilsit - Szillen - Grünheide - Insterburg - Königsberg) nur etwa 5 km entfernt liegt. In diesem von Erlen, Birken und Fichten gebildeten Wäldchen fließen einige Bächlein zusammen und bilden nun das Flößchen, von dem die Stadt Tilsit ihren Namen erhalten hat. Von ihrer Quelle hat sie ungefähr 27 km bis zu ihrer Mündung zurückzulegen. Über Steine und große Findlinge, die bei Buttkuhnen in ihrem Flußbett liegen, eilt sie mit lautem Geplätscher hinweg. Sie ist bei Buttkuhnen, wo die Sziller-Kraupischker Straße über sie hinwegführt, bereits 1,5 m breit. Nordwärts richtet sich ihr Lauf. An Tilsewischken, Balandßen, Ruddecken, Podßuhnen, Pucknen, Kindschen, Jonienen, Kurschen, Schuppinnen, Woydehnen, Moritzkehmen und Tilsit-Kalkkappen läuft sie vorbei. Da an den zum Teil hohen Ufern Wäldchen und Wiesen die Tilbele begrenzen, bietet sie stellenweise malerische Landschaftsbilder, so zum Beispiel am Schloßberg zwischen Kurschen und Schuppinnen, und besonders ist die Schlucht bei Kurschen zu erwähnen. Im Kindscher Wald vereinigt sie sich mit dem Liepart-Bach, und bei Kurschen nimmt sie den Malan-Bach auf. Vielfach durchfließt sie niedrig gelegenes Gelände, so daß die anliegenden Ländereien günstig entwässert werden. Hervorzuheben sind die Kulturarbeiten der Kreisverwaltung Tilsit-Ragnit bei Woydehnen in den Jahren 1931 und 1932. Hier wurde die Tilbele in ein neues Bett geleitet. Ferner ist der Brückenbau bei Woydehnen in diesem Zusammenhang für die Straße Girschunen-Charlottenwalde zu erwähnen. Die Betonbrücke mit einer Höhe von 5 m und 16 m Durchlaßweite konnte in diesem Gebiet als stattliches Bauwerk angesehen werden. In den Jahren 1931/1932 erfolgte auch eine Regulierung der unteren Tilbele von Kurschen bis Tilsit. Das am Ende des Willmannberges sich hinschlängelnde Flößchen ist nun so breit geworden, daß die Eisenbahnbrücke der Bahn Stallupönen-Tilsit 20 m lang gebaut werden mußte. Endlich erreicht die Tilbele über Moritzkehmen und Kalkkappen den Tilsiter Schloßmühlenteich. Von hieraus gelangt sie durch den Tilbelehafen (Schleusenbrücke) in die Memel.

Die Tilbele ist gemessen an unseren Seen und Flüssen nur ein klei-

nes Flößchen. Die Stadt Tilsit verdankt ihr aber die Entstehung des in der Stadtmitte schön gelegenen Schloßmühlenteiches, denn der im Jahre 1562 amtierende Tilsiter Amtshauptmann Kaspar von No- stiz ließ im Auftrage des Herzog Albrecht, da mit der TilBele ein ausreichendes Wasseraufkommen vorhanden war, die TilBele auf- stauen und schuf aus wirtschaftlichen Gründen den Schloß- mühlenteich, um eine Wassermühle anzulegen. So wurde das Nützliche für uns später das Angenehme — Schloßmühlenteich als Naturschönheit der Stadt Tilsit — miteinander verbunden.

Der südwestliche Teil des Kreises Tilsit-Ragnit wird von der Arge und Budup und ihrem Nebenflößchen Schillup durchflossen. Die Arge ist der TilBele in vielen Teilen des Flußlaufes ähnlich. Bei dem Dorf Dirsen nahe der Insterburger Kreisgrenze entspringt die Arge in etwa 50 m Höhe. Sie hat einen nordwestlich gerichteten gewundenen Lauf, der an kleinen Höhen vorüberführt und abwechslungs- reiche, schöne Landschaftsbilder aufweist. Bei den Dörfern Bart- ken, Argeningken und Argelothen hat die Arge romantische Steil- ufer bis zu 25 m Höhe. Ich möchte anfügen, daß von allen Flüssen des Kreises Tilsit-Ragnit hier die anmutigsten Uferpartien zu fin- den sind. Wenn man an das erhebliche Gefälle dieses Flößchens und die Frühjahrsüberschwemmungen denkt, so könnte man ver- muten, daß hiervon der Name „die Arge“ entstanden ist. Bei dem Dorf Norwillkischken bei Szillen führt die Eisenbahn Tilsit-Inster- burg über sie hinweg. Die Arge berührt bei ihrem Lauf folgende Ge- meinden: Skrebudicken, Duden, Lieparten, Argeningken-Graudßen, Klipschen-Rödßen, Kaukwethen-Kluidßen, Seikwethen und das Kirchdorf Neu-Argeningken. Bei Argenfelde verläßt sie den Kreis Tilsit-Ragnit, um in westlicher Richtung in den Kreis Niederung einzutreten.

Veränderung

Hannelore
Patzelt-Henning

Wann ich ging und wann ich kam,
daß ging niemand etwas an,
und der Zeiger meiner Uhr
zählte leere Stunden nur.
Dann kamst Du und brachtest Rosen.
Damit lagen all die losen,
faden Tage hinter mir.
Seit der Stunde teilen wir
unsre Zeit und unsre Sorgen.
Und wir freuen uns auf morgen,
ich mit Dir und Du mit mir.

Entnommen aus dem Gedichtbändchen „Durch alle Zeit“, erscheint im Herbst 1982 im Bläschke-Verlag A-9143 St. Michael, ca. 36 S., kart., 6,80 DM — zu beziehen durch den Buchhandel oder durch die Autorin —.

Wenden wir uns der Budup zu. Sie entspringt bei Kartzauningken, etwa 4 km westlich von Szillen. Sie fließt an dem Kirchdorf Jurgaitischen vorbei und richtet ihren Lauf nach Westen und nimmt bei Schillkojen das Flübchen Schillup auf. An der Schillup lagen große Dörfer, zum Beispiel Schlekaiten, Laugallen, Skattegirren, Schillupischken, Gaidwethen und Wingsnupönen.

In diesem Zusammenhang ist zu bemerken, daß die Arge und Budup mit kleineren Wasserläufen die Laukne und diese mit anderen kleinen Wasseradern den bedeutsamen Nemonienstrom bilden. Der Nemonienstrom mündet schließlich im Kreis Labiau in das Kurische Haff.

Die Inster

Wenn die Inster als südöstl. Flübchen des Kreises Tilsit-Ragnit genannt wird, so ist der Memelstrom im ursächlichen Zusammenhang zu erwähnen. Als die Memel noch nicht den Höhenzug, der sich von Obereisseln nach Willkischken erstreckt, vor Ende der



Bruchfließ bei Lesgewangminnen



... und Partie am Gut Lesgewangminnen

Eiszeit durchbrochen hatte, wurde ihr Wasser und der Abfluß des Jurastromes vor diesem Höhenzug zu einem großen Becken, dem Jurameer, angestaut. Das Jurameer kam ungefähr der Größe des Frischen Haffes gleich und hatte eine Ausdehnung von der litauischen Stadt Jurburg bis Obereisseln. Aus diesem Becken haben sich die Wassermassen zu der damaligen Zeit einen Abfluß nach Süden zum Pregelgebiet hin gebahnt. Dadurch wurde ein 1—2 km breites Tal ausgewaschen, in dem die Inster und anschließend von deren Mündung der Pregel ihren Lauf nahmen. Das breite Tal der Inster ist demnach nicht von dem verhältnismäßig kleinen Fluß geschaffen worden, sondern es handelt sich zum Teil um das Urstromtal des Memelstromes. Von dem etwa 105 km langen Lauf der Inster entfallen auf den Kreis Tilsit-Ragnit etwa 31 km. Dieses Flößchen, den der Deutsche Ritterorden „Instrud“ nannte, entspringt im Kreis Pillkallen etwa 50 m über dem Meeresspiegel in den sumpfigen Wiesen bei Girrehlischken.

Immer westwärts fließend, erreicht die Inster südlich des Torfmoors Königshuld bei Laugallen die Kreisgrenze und strömt an Wiesenfeld, Wingeruppen, Antagminnen und Skaticken vorbei. Bei Skaticken erreicht sie das Urmemeltal, das im ganzen 44 km lang ist, von Eintritt der Inster bis zur Stadt Insterburg aber nur eine Länge von 34 km hat. In zahlreichen Windungen schleicht das Flußchen durch das 1—2 km breite Wiesental, in dem es sich immer mehr nach Südwesten wendet. Am Höhenrand des rechten Ufers liegen Kraupischkehmen, das Kirchdorf Kraupischken und auf dem linken Ufer Pleinlauken. In der Nähe von Kerstupönen tritt die Inster in den Insterburger Kreis ein.

Dieser Bericht möge dazu beitragen, unsere kleinen Flüsse im ehemaligen Kreisgebiet Tilsit-Ragnit in Erinnerung zu rufen. Gewiß, es sind nur kleine Flüsse. Sie leisteten aber ihren von der Natur gewollten Beitrag zum Wohle der Landschaft und deren Lebensnotwendigkeiten.

Heinz Kebesch

Zum besseren Verständnis — besonders für die ältere Generation — hat der Verfasser hier bewußt die alten Orts- und Flußnamen gebraucht. (Die Schriftl.)

Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szeszuppe)

— Lustig ist's im grünen Wald —

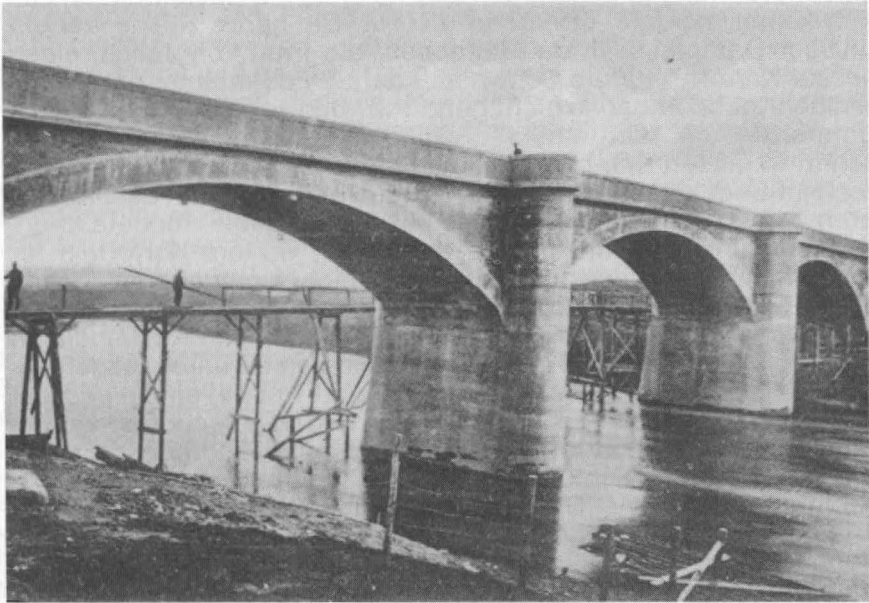
An der Chaussee von Dammfelde (Nettschunen) nach Waldheide (Schillehnen a. d. Memel), etwa 6 km vor der Einmündung des Ostflusses in den Memelstrom, war auf dem Nordufer des Ostflusses die 418 Einwohner zählende Gemeinde Giewerlauken, zuletzt Hirschflur, gelegen. Der östlichste Teil dieser Gemeinde, mit der Bezeichnung „Birkallnis“, zuletzt Birkendell, hat dazu beigetragen, daß die Gemeinde selbst auch in der weiteren Umgebung bekannt war, da in diesem Ortsteil eine Gruppe Zigeuner seßhaft war. Mehrere Grundstücke standen in ihrem Eigentum, die jeweils von einer ganzen Sippe bewohnt waren. Diese Volksgruppe hatte wenig, oder besser gesagt, überhaupt keine Neigung, einer ständigen Beschäftigung nachzugehen oder in ein festes Arbeitsverhältnis im allgemein verstandenen Sinne einzutreten.

Die Grundstücke wiederum waren einmal nicht so groß, daß die darauf seßhaften Sippen von den Erträgen hätten leben können und zum anderen bestand gerade dieser Ortsteil der Gemeinde fast aus fliegendem Sand. Um unter diesen Umständen zu leben und zu überleben, wurden die Frauen der Sippen in die umliegenden Dörfer zum Betteln von Lebensmittel und Kleidung hinausbeordert. Die Aktivitäten einzelner Zigeunerinnen gingen oft über die

Erwartung freiwilliger Gaben hinaus und haben diese Volksgruppe mehr in Veruff gebracht als es für sie insgesamt zutraf. Diese Betätigung der Zigeunerfrauen war auch der eigentliche Grund, daß diese Gemeinde zumindest dem Namen nach sogar in der weiteren Umgebung bekannt war.

Die männlichen Mitglieder der Sippen befaßten sich mehr oder weniger mit einem bescheidenen Pferdehandel, der auch nicht den größten Gewinn brachte, weil nur mit Gebrauchspferden der unteren Preisklassen gehandelt wurde. Die älteren Männer, die mitunter handwerklich begabt waren, haben schon gelegentlich ein paar Körbe geflochten oder einige Reisigbesen gebunden, die die Frauen auf ihren Bettelgängen zum Eintausch gegen Lebensmittel oder auch zum Verkauf mitnehmen mußten.

Der Pferdehandel mit Zigeunern war damals schon ein Geschäft, wie heute vereinzelt der Handel mit Gebraucht-Kraftwagen. Es ist nicht selten vorgekommen, daß aus einem schon ergrauten Pferdchen über Nacht ein glänzender Rappe geworden ist und daß ein lahmes Tierchen am Markttag wie ein junger Remonte vorgeführt wurde, weil es gar nicht wußte, auf welchem Bein es mehr oder weniger lahmen sollte.



*Dr.-Rosencrantz-Brücke bei Dreifurt (Galbrasten)
über den Ostfluß (Szeszuppe)*

Diese und ähnliche Methoden hatten zu größter Vorsicht der übrigen Handelswilligen geführt, so daß der Handel oft nur unter Zigeunern abgewickelt wurde. Die Betätigungen der Frauen und Männer dieser Volksgruppe waren nicht selten von Kuriositäten begleitet, von denen nur zwei besonders ausgefallene hier geschildert werden sollen.

Gerechterweise muß jedoch gesagt werden, daß ähnliche Täuschungsmethoden beim Pferdehandel vereinzelt auch von anderen Zeitgenossen angewendet wurden. Daß aber ein Zigeuner auf solche Tricks reingefallen ist, war schon eine Seltenheit, aber eben doch nicht ausgeschlossen.

So hatte der Waldarbeiter Julius Paleidat, der damals in einem Loshaus (Mietwohnung) wohnte, an den Zigeuner Eduard (Ede) aus dem Ortsteil Birkallnis ein Pferdchen verkauft. Neben seiner ständigen Arbeit im Forsten fütterte Julius stets einige Schweine zum Verkauf und gelegentlich handelte er eben auch mit Pferden, die er in dem zum Hause gehörenden Stall unterbringen konnte. Nach einigen Tagen bemerkte Ede an dem erworbenen Pferdchen einen Fehler, der ihm beim Kauf gar nicht aufgefallen war. Nun machte er sich umgehend auf den Weg zu Paleidat, um einen Preisnachlaß auszuhandeln oder den Kauf rückgängig zu machen.

An der Wohnung angekommen klopfte er an die Küchentür, und da sich keiner meldete, öffnete er die Tür. Die ganze Küche war ein einziger Dampfkessel, da Mariechen, die Frau von Julius, einen Kessel Kartoffel für die Schweine kochte. Ede meinte, daß er wegen der Kochgeräusche nicht gehört worden sei und wollte nun zur Zimmertür, um dort erneut anzuklopfen. Kaum hatte er einen Schritt in diesen Dampf getan, da sauste er auch schon durch ein Loch im Boden in den etwa 1,80 m tiefen Keller und mit dem Ausruf „Herr Jesus, man kann sich glieks de Beene bräke“ landete er unten bei Mariechen, die gerade dabei war, weitere Kartoffeln für noch einen Kessel auszulesen und nun nicht weniger erschrocken war als nach einem heftigen Gepolter plötzlich ein Kerl vor ihr lag. In all diesen sogenannten Loshäusern waren in den Küchendielen Ausschnitte von etwa 80 mal 80 cm um in den darunter ausgemauerten Keller zu gelangen. Dieser Ausschnitt war mit einem passenden Deckel sicher abgedeckt, der bei Bedarf abgehoben wurde. Mariechen hatte nicht an den Dampf gedacht und daher die Küchentür nicht abgeschlossen.

Nachdem Ede mit viel Glück nur mit einigen Schrammen davongekommen war und Mariechen in Ede den Geschäftspartner ihres Mannes erkannt hatte, stiegen sie gemeinsam wieder an die Oberfläche und erwarteten die Heimkehr von Julius. Dieser ließ sich aber auf keinen weiteren Handel ein und blieb dabei, daß bei ihm das Pferd den beanstandeten Fehler nicht hatte. Ede trat nach diesem Mißgeschick ebenso hinkend wie sein Pferd und dazu noch

ohne Erfolg den Heimweg an in der Hoffnung, daß er sich anderweitig doch noch irgendwie schadlos halten könnte.

Auch die Materialbeschaffung für Körbe und Reisigbesen hatte so ihre Tücken, wie sich aus folgendem Ereignis ersehen läßt. An einem schon recht wärmeren Märztag machte Landsmann Buttgerit die letzte Schlittenfahrt des Winters in Richtung Lenkeningken und holte den ihm bekannten Zigeuner „Ferdinand“ ein, der ein Bündel Birkenreisig auf dem Buckel trug. Ferdinand wurde die Mitfahrt angeboten, die dieser freudestrahlend annahm. Bald darauf kam ein Förster ebenfalls noch mit dem Schlitten entgegen und nun geriet Ferdinand in helle Aufregung wollte vom Schlitten abspringen, so daß Buttgerit alle Mühe hatte, ihn davon zurückzuhalten. Doch äußerte er Bedenken wegen seines Reisigbündels, woraus Buttgerit ihm sagte „dieses Bündel ist aus meinem Wald“. Trotzdem zitterte Ferdinand weiter an Leib und Seele.

Als der Förster, der ein guter Bekannter von Buttgerit war, nach kurzer Begrüßung mit seinem Schlitten vorbei war, fragte Buttgerit „waromm Ferdinand hadst du sone Angst“.

Nun erzählte Ferdinand folgende Begebenheit. Er wäre im vorigen Frühjahr in einer Schonung im Revier dieses Försters gewesen und hätte sich wieder einmal dünne Wurzeln von den jungen Bäumen besorgen wollen, um daraus kleine Schmuckkörbe zu machen. Dabei sei er von diesem Förster ertappt worden, der ihn auf der Stelle habe erschießen wollen. Buttgerit sagte darauf, daß er das nicht glauben könne und der Förster dieses wohl nicht im Ernst gemeint habe. Ferdinand wehrte diese Vermutung heftig ab und schilderte, wie todernt diese Prozedur vonstatten gegangen sei.

Mit den mitgeführten Werkzeugen (Axt und Spaten) sollte er nun ein Loch graben, das seiner eigenen Länge entsprach. Auf seine Frage, wofür er denn das Loch graben solle, erhielt er die Antwort, daß er darin erschossen werde. „Datt könne se doch nich moake, Herr Förschter, datt es doch Mord“ sagte Ferdinand. Worauf ihm der Förster erwiderte, „was heißt hier Mord, das ist ganz einfach: auf der Flucht oder in Notwehr erschossen“. Als Ferdinand noch zögerte, hat der Förster seine Büchse durchgeladen und nun blieb Ferdinand nichts weiter übrig als zu graben. Er ließ sich dabei doch etwas Zeit, weil er dadurch das vermutliche Ende hinauszuzögern gedachte und trotzdem kam er ganz gehörig ins Schwitzen, teils wegen der Anstrengung und teils aus Angst. Denn eine solche anstrengende Arbeit hatte Ferdinand im ganzen Leben noch nicht verrichtet. Wenn er hin und wieder versuchte, sich etwas auszuruhen, hob der Förster schon die auf ihn gerichtete Büchse und spornte so die weitere Ausschachtung an. Nach etwa eineinhalb Stunden war er auf eine Tiefe fast bis an die Schultern angekommen und nun hörte Ferdinand einfach auf und sagte „eck kann nich mehr, moake se, Herr Förschter, watt se woelle, schieße se

mie dot". Der Förster war anscheinend damit zufrieden, ließ Ferdinand aussteigen und sich vor dem Ende der Grube stellen, entsicherte seine Büchse und legte auf den bettelnden und weinenden Ferdinand an, dirigierte ihn mal nach links und mal nach rechts bis er plötzlich die Büchse absetzte und dabei bemerkte, daß für Ferdinand eigentlich eine Kugel zu schade sei. Obwohl diese Bemerkung doch eine Kränkung war, fiel Ferdinand ein Stein vom Herzen, daß er nun doch nicht erschossen werde. Der Förster ordnete an, daß Ferdinand möglichst schnell die Grube zuschütten solle, da er selbst nicht so viel Zeit hätte sich mit ihm noch länger zu befassen. Ferdinand hätte sonstwas gemacht, um sein bedrohtes Leben zu retten. So war er in einer halben Stunde schweißgebadet mit dem Zuschütten fertig. Dann sei eine massive Verwarnung erfolgt, mit der Androhung, wenn er noch einmal im Forst angetroffen werde, daß er dann kein Loch mehr graben brauchte, sondern gleich erschossen werde. Unter Zurücklassung der Tatwerkzeuge mußte er in erhöhtem Tempo den Heimweg antreten.

Das war der Grund, warum er mit den Birkenreisern auf dem Schlitten von Buttgerit bei dem Anblick des Försterschlittens so eine Angst gehabt hatte.

Diese Selbstjustiz des Försters für sich alleine gesehen, war sicher ein makaberer Scherz. Aber, hätte er Ferdinand zur Anzeige gebracht, dann wäre unter den damaligen politischen Verhältnissen



Wassersport auf dem Ostfluß (Szeszuppe)

der Zigeuner wegen des Vergehens als Volksschädling in ein KZ oder in ein Arbeitslager gekommen, obwohl zu dem Zeitpunkt die Zigeuner als Volksgruppe noch nicht verfolgt wurden. So war diese derbe Einschüchterung doch noch besser als eine Anzeige mit bösen oder gar tödlichen Folgen und der Förster konnte sicher sein, daß die ständigen Schädigungen der jungen Bäume in den Schonungen sich nicht wiederholen würden, da Ferdinand sein Mißgeschick und die ausgestandene Angst bestimmt nicht für sich alleine behalten hat.

(Name und Vorname sind mit den Betroffenen nicht identisch)

Walter Broszeit

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben
an deines Volkes Auferstehen
lass' diesen Glauben dir nicht rauben
trotz allem, allem was geschehen
und handeln sollst du so, als hinge
von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge
und die Verantwortung sei dein!

Fichte

Jahrmarkt in der Kreisstadt Tilsit

Der Jahrmarkt begann am 1. Dienstag des Monats September und dauerte bis zum darauffolgenden Montag einschließlich.

Er wurde mittags durch die Rathausglocke eingeläutet. Man nannte ihn auch den Großen Herbstmarkt, Pferde- und Viehmarkt, Krammarkt.

Innerhalb dieser Woche, also vom Mittwoch bis zum Freitag, an diesen drei Tagen, wurden Pferde und Vieh gehandelt. Der Auftrieb an Tieren betrug durchschnittlich 600—800 Pferde und 400—500 Stück Vieh sowie 350—400 Fohlen. Neben der sehr großen Zahl von Bauern und Landwirten aus den Landkreisen Tilsit, Ragnit, Elchniederung und den Kreisen des Memelgebietes wie Pogegen und Heydekrug waren auch Aufkäufer und Händler aus Berlin, der Rheinprovinz, aus Westfalen, Sachsen und sogar aus Österreich erschienen.

Alle diese letzteren kauften stets waggonweise ein, damit sich die Eisenbahntransportkosten wie auch die Löhne für die Tierpfleger und das Begleitpersonal rentierten. Die einheimischen Pferdekennner waren in diesen Tagen sehr gesucht und reichlich beschäftigt,

um die Wünsche der „Auswärtigen“ zu erfüllen. Besonders schwierig war es „Passer“ zu finden, also zwei bzw. vier Pferde mit gleicher Fellfarbe, gleicher Größe und gleichen Abzeichen, dazu sollten sie unbedingt die gleiche „Gangart“ haben. Ein Paar mußte wie aus dem „gleichen Holz“ geschnitzt laufen, traben und gehen; bei paralleler Kopfhaltung die „Vorder- und Hinterhand“ „majestätisch setzen“. Ja, sogar die Hufgröße wie Hufstellung war oft entscheidend — je nach Geschmackssache des endgültigen Erwerbers der Pferde.

Aber auch die Zigeuner fehlten nicht, von denen es in der dortigen Gegend rund 200 Familien mit sehr viel Kindern gab. Diese, auch „Koppscheller“ genannt, wollten gerade während der Jahrmarktszeit schnell zu Geld kommen. Sie „schacherten“, feilschten, handelten, überredeten gestikulierend die Käufer wie Verkäufer. Sie verkauften, um mit dem Erlös an der anderen Ecke des Marktes wieder einen „Klepper“ zu erhandeln, um diesen wieder wie vorher zu „verschachern“. Je schneller in diesen drei Tagen ihr Umsatz war, desto höher kletterte ihr Gewinn, der meistens nicht reell erzielt wurde. Während die Männer sich dem Handel widmeten, gingen die Frauen mit ihren Säuglingen, die sie in ein größeres Schultertuch mit sich herumtrugen, von Gastwirtschaft zu Gastwirtschaft, von Kneipe zu Kneipe, um hier besonders den schon angeheiterten Bauern „Wahrzusagen“, „Karten zu legen“ und aus der „Hand zu lesen“ die Zukunft zu deuten. Natürlich mußte das bezahlt werden; so mancher Schnaps und manches Glas Bier wurden dabei extra verdient. Bald torkelten denn oft diese beschwipsten Frauen singend zu ihrem Planwagen, ihrer Reisewohnung, um anderen Tages ihre Tour von neuem zu beginnen.

Ein 2. Teilstück des Tilsiter Jahrmarkts war der Krammarkt.

Die 1 km lange und sehr breite, „Deutsche Straße“ mit ihren sehr breiten Bürgersteigen und ca. 11—12 m breiter Fahrbahn gab den ausreichenden Platz dazu. Vom „Deutschen Tor“ in der Nähe des Stadttheaters bis zur „Königin-Luise-Brücke“ standen am Rande des südlichen Bürgersteiges bei 1 km Länge in Doppelreihe, mit einem Abstand von ca. 4—5 m gegenüber, seitlich aber dicht nebeneinander Verkaufsbude an Verkaufsbude. Es war die sogenannte „Budenstraße“, eine bunte Reihe von Verkaufsständen, Schirmtischen und auch Warenlagern am Erdboden. Allen voran war die Zahl der Zuckerbuden mit den echten Thorner Katharinchen und dem „Steinpflaster“, beliefert von der Firma Gustav Weese, Thorn. Tisch- und Bettwäsche aus Hirschberg in Schlesien, Damen-, Herren- und Kinderleibwäsche wie auch Strickwaren aus Görlitz, Spremberg und Zwickau, Bijouterieartikel aus Dresden, Leipzig und dem Erzgebirge, Spielwaren und künstliche Blumen aus dem Thüringer Wald, Steingut- und Emaillegeschirr aus Bunzlau, Lederwaren aus Offenbach am Main, sowie das einheimische Gewerbe

mit Arbeitsschuhen, Arbeitsstiefeln, Holzklumpen, Lederklumpen und Arbeitsbekleidung, Reinigungsartikeln wie Bürsten, Besen, Schrubber, Schuhkratzer, Holzwannen, Bottiche, Kübel, Waschbalgen und Waschbretter, Holzwaren wie Löffel, Rührlöffel, Quirle, „Sturjel“ (zum Wäsche im Kessel rühren) und vieles andere mehr wurden reichlich angeboten. Die Stände mit den Solinger Schneidwaren, Messer, Taschenmesser, Feilen, Beilen und Äxten wie die Stände, die echte Petersburger Gummischuhe und Gummistiefel mit dem roten Stempel, in kyrillischen Buchstaben auf der Sohle waren von Kauflustigen der ländlichen Bevölkerung stets umlagert.

Dazwischen standen mehr auf dem Rand des betreffenden Bürgersteiges die „Schmeißwegs“ oder „Schmietwegs“, die industrielle Neuigkeiten: Klebpaste für Schuhsohlen, Lötmasse für Löcher im Kochtopf, Silberglanz und Goldglanz für unansehnlich gewordene Metallgegenstände schreiend anpriesen; die Schmietwegs für Schokolade schrien: „Hier alles fast umsonst“: Indem sie die einzelnen Tafeln wie Spielkarten in die linke Hand einreichten riefen sie: „Eine Tafel für Ottilie, eine Tafel für Emilie, eine Tafel für Opa, eine Tafel für Oma, eine für die Frieda, eine für die Ida — So was war noch nie da!“ „Weil heute Jahrmarkt ist, lege ich noch eine dazu! aber ich bin nicht so gnietsch — ich geb noch eine extra magrietsch!“ (gnietsch = geizig; magrietsch = Zugegebenes ohne Bezahlung) „Alle acht Tafeln für 1,— Mark! Wer will? — Wer hat noch nicht? — Nehmt! — Kauft! — Eßt! — Freßt! Erst im nächsten Jahr sehen wir uns wieder! Und dann singen wir gemeinsam dieselben Lieder!“

Genauso wie dieser stand etwas weiter ab auf einem Roll- oder Pritschenwagen der „Toilette-Schmietweg“, er verkaufte ebenfalls serienweise in einem „Packen“: Taschenspiegel, Kamm, Kopf-Kleider-Schuh- und Auftragbürste, eine Dose Schuhcreme, einen Putzlappen und ein gebündeltes Dutzend Klammernadeln — alles für 1,— Mark.

In dessen Nähe stand der „Spitzenjakob“ — auch auf einem Wagen mit besonderem Obergestell. Dieses bestand aus Walzen, auf denen Hunderte von Metern nur Spitzen in allen Breiten und Mustern gerollt waren. Er tänzelte, schwänzelte, sang, pfiß und jodelte da oben in seiner Seppel-Trachtenkleidung und seinem grünen Federhut — er stammte meistens aus dem Vogt- oder Frankenlande — und verkaufte mit gelenker Hand die Spitzen meterweise abrollend immer für 1,— Mark, je nach Breite mehr oder weniger. Sein Talent als Bänkelsänger und Schauspieler verhalf ihm zu größten Erfolgen bei den Frauen, die da scheinbar für Lebenszeit Spitzen einkauften.

Eine Bezugsquelle für die reifen Männer, besonders der Landbevölkerung, war der „Schniefkestand“. „Schniefke“ nannte man den

Schnupftabak. Hier bot die „Schniefkefirma“ Gennies, Tilsit-Stolbeck, einen in Verbraucherkreisen als ganz vorzüglich begutachteten Schnupftabak an. Der Tabak war naturrein, staubfrei, würzig-prickelnd (darf nicht beißen) und von süß-säuerlichem Pflaumen-Aroma, die Farbe braungrünlich. Als Rohprodukt diente nur einheimischer Tabak. Die um Tilsit herum angebauten Tabakpflanzen waren verwandt mit denen, die man in Litauen bei Mariampol, in Polen bei Grodno und in Rußland bei Minsk fand. Diese Nachbartabake ergaben den dort genannten „Machorka“.

Der Gennies'sche Schnupftabak unterlag sicher einer besonderen Herstellungsweise, die eben Geheimnis blieb. Man kann nur vermuten: a) bestimmzeitige Abnahme der Blätter von der Pflanze, b) Schattentrocknung, c) Besonderes Reibeverfahren, d) Lagerung vorher wie nachher. Die meisten Schnupfer kauften dann auch diesen Tabak auf Vorrat ein.

An besonderen Brennpunkten des Marktes standen die „fliegenden Händler“ mit ihrem Bauchladen (Bukloade): Luftballons, Pfeifen, Quietscher, Hampelmänner, Kinderpistolen, Kinderpeitschen, Stöcke, Mundsirenen, Rasseltrumpfen u.a. mehr für die Kinder.

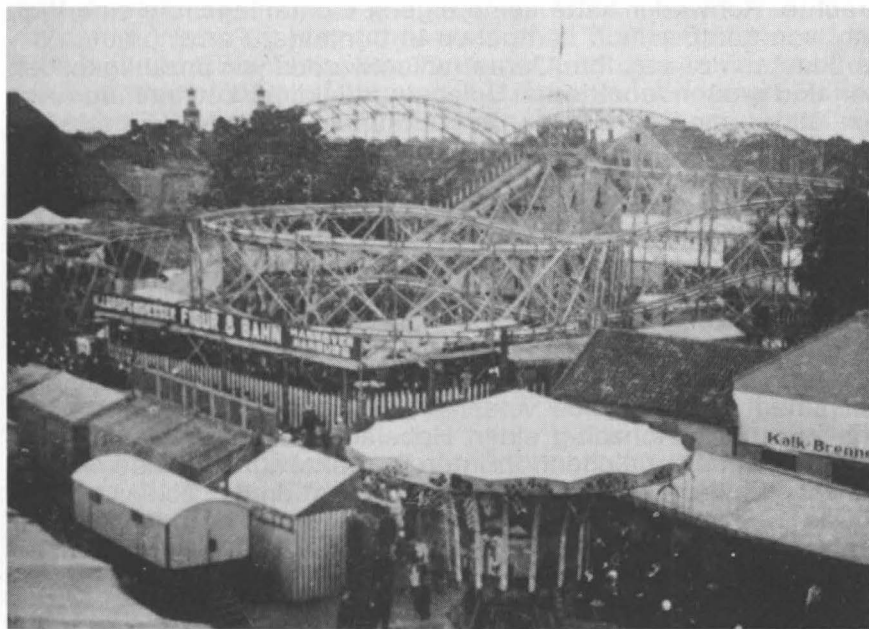
Zwei solche Händler fielen durch ihre Kleidung auf: Himmelpastellblaue Reithosen mit roten Biesen, eine ebenso farbige, kurze Jacke und auf dem Kopf einen roten Fez mit schwarzer Troddel (Quaste). Wir nannten den einen oder anderen der „Kollex aus Budapest“ (Budapest). Sie waren Ungarndeutsche und stammten wohl aus der Batschka. Sie waren zum Jahrmarkt **nicht** extra nach Tilsit gekommen, sondern reisten und wanderten vom Frühjahr bis zum Herbst in der Provinz umher, besonders auf dem Lande; verkauften vom Bauchladen Hosenträger, Rasiergegenstände, Patentknöpfe, Käämme, Spiegel, Klammern, Lockenwickler, Garn, Zwirn, Gummiband u.a. kleinere Dinge mehr — und nahmen den Jahrmarkt als bessere Verkaufsmöglichkeit in ihren Reiseplan auf. Diese „Kollexe“ waren somit überall bekannt. Ihre Tracht fiel in den Dörfern besonders auf und war deshalb schon eine Anziehungskraft: die Kinder liefen mit und zeigten ihnen Gehöfte, wo sie bestimmt etwas „loswerden“ könnten. Einen gesonderten Platz nahm der Pelzmarkt ein. Etwa acht bis zehn Verkaufsstände, hauptsächlich in der Hand von Ostjuden, befanden sich am Rand des nördlichen Bürgersteiges der „Deutschen Straße“ zwischen Rathaus und der „Deutsch-Ordens-Kirche“. Als Fertigfabrikate wurden Pelzwesten, -joppen und -mäntel angeboten, alles durchweg Kleidung für Männer. Den Hauptanteil des Angebotes aber bildeten die vielen Arten von Fellen: Kanin-, Hasen-, Fuchs-, Dachsch-, Marder-, Iltis-, Katzen- und Schaffelle lagen zur Wahl bereit.

Bemittelte Bauern, Förster und Landpastoren fanden hier das gesuchte und begehrte braune bis tief blauschwarze echte russische Schaffell. Es kam aus dem mittleren Rußland. Die Tiere, die diese

Felle hergaben, waren weder einen Tag alte Lämmer wie beim „Persianer“ oder „Astrachan“ noch Altschafe. Es waren Jungschafe, ca. 9 Monate alt, die noch nicht „belegt“ oder „gedeckt“ waren und somit ihre Felle als „Jungfernfelle“ lieferten. Diese Felle zeichneten sich besonders aus durch ihre dichte Behaarung, und durch die spiralig-kräuselnde, seidig glänzende Locke. Auch bei starker Beanspruchung der Felle hielten ihre Pelze 40—50 Jahre aus, ohne den Charakter der Locke zu verlieren, waren zudem leicht und äußerst wärmehaltend. In wenigen Tagen hatten die Aussteller diese Felle an den Mann oder an die Frau gebracht.

Die Budenstraße fand ihren Abschluß mit den Obst-, Fisch- und Wurstbuden, wo nun jeder seinen Appetit stillen konnte. An Obst gab es nur einheimische Früchte: Pflaumen, Äpfel, Birnen, grüne, gelbe und rote süße, großfrüchtige Stachelbeeren. Geräucherte Rund- und Breitaale, Bücklinge und Sprotten wurden ebenfalls an Ort und Stelle verspeist oder mitgenommen.

Den größten und lebhaftesten Zuspruch hatten die Wurstbuden, wo man stehend oder auch sitzend bei Bier, Kornschnaps oder Limonade „de Worschtkes“, auch „Zietzkes“ genannt, mit recht viel Mostrich „verdrückte“. Besonders an kühlen Tagen waren ein paar heiße „Zietzkes“ für Männer, Frauen und Kinder der willkommene



Auf dem „Rummel“

Abschluß beim Krammarkt. Von hier wanderte man gestärkt zum 3. Teil des Tilsiter Jahrmarkts — dem „Rummel“ zu.

Ohne Zwischenräume mündete die Budenstraße in den Fletscherplatz, der auf der nördlichen Seite vor der Deutsch-Ordenskirche und der Auffahrt zur Königin-Luise-Brücke begrenzt wurde. Durch eine Häuserreihe auf der Ostseite getrennt, aber mittels zweier, kurzer Umgehungsstraßen hatte dieser Platz Verbindung zum Schloßplatz — einem Stadtviertel, das zum ältesten Teil Tilsits gehörte.

Auf beiden Plätzen spielte sich nun das fröhliche, vergnügliche Treiben — das „Rummeln“ — ab.

Karussells aller Art, Größen, mit den kniffllichsten Techniken ausgestattet, lockten bei magisch-bengalischer Beleuchtung und den verschiedensten Musikspielgeräten zum Fahren. Rohweders „Berg- und Talbahn“ — ein Stettiner Unternehmen — hielt dem Tilsiter Jahrmarkt über vier Jahrzehnte beharrlich die Treue. Die 12sit-zigen Wagen rollten während einer Umdrehung über zwei „Berge“ und durch zwei „Täler“; als Antriebskraft diente eine kohlen-beheizte Lokomobile. Am vorderen Aufgang in diesem Gefährt stand ein Riesen-Orchestrion hannoverschen Fabrikats, das ein reichhaltiges Repertoire von bekannten Melodien aus Oper und Operette, sei es im „pianissimo“ oder auch „fortissimo“, zu Gehör brachte. Rohweder hatte seine eigene Lichtanlage, die eine Viel-zahl von Lampen und Lämpchen in buntester Farbenpracht zum Aufleuchten zwang. Ihre Lichtstrahlen wurden von unzähligen klei-nen und großen facettierten Spiegeln reflektiert. Letztere umrahm-ten Bilder, die das Gebälk der Zeltkuppel wie auch die mittlere Stecksäule, beide machten die Umdrehungen mit, bekleideten. Auf den stillen Beobachter machte die gesamte Anlage einen zauber-haften, respektablen Eindruck.

Jedes zweite Jahr besuchte auch Gropengießer-Hannover den Til-siter Rummel mit seiner „figur“-8-Bahn“.

Eine gesonderte Aufmerksamkeit erregte bei den Männern der „Haut dem Lukas“. Ein ca. 6 m langes, senkrecht stehendes Brett hatte in seiner Mitte eine ebensolange Laufschiene. Am Fuß die-ses Brettes befand sich eine eiserne, sogenannte Laufkatze, die mit einem Knallpfropfen versehen, an die vorhergenannte Lauf-schiene und gleichzeitig einen Hebelarm gekoppelt war. Schlug man nun mit einer eichenhölzernen Possekel auf den anderen Arm dieses Hebels, so schnellte die „Laufkatze“ an der Schiene hoch, wurde oben von einem eisernen Bremsklotz angehalten, der Knallpfropfen explodierte schlagartig, und die nun „leere“ Laufkatze sank von selbst nach unten, wo sie wieder gefüllt von neuem hochgeschlagen werden konnte. Das Kunststück war eben, daß der betreffende Schlagende soviel Kraft aufwenden mußte, um mit **einem** Hieb den Pfropfen oben zum Knallen zu bringen. Das gelang

nicht jedem. Wer dreimal hintereinander — natürlich gegen Bezahlung — Erfolg hatte, erhielt eine „Knallrose“ mit silber- oder goldfarbiges Band als „Prämie“ an seine Brust geheftet. Auch weibliche „Schläger“ trauten sich manchmal derartige Kräfte zu, besonders dann, wenn sie vorher ein paar „süße Schnäpschen“ eingenommen hatten; für die Herumstehenden war es ein Gaudium und ein Extravergnügen, diese Amazonen — meistens dralle Marjellens aus ländlichen Kreisen — beim „Lukas-hauen“ zu beobachten. Rufe wie „gib ihm“, „geff emm“, „hau emm“, „schloag emm hoch!“ „goah driest ran!“ „knall emm“ dienten zusätzlich zur Ermunterung und Wiederholung. Manche beteiligten sich auch gruppenweise am Wettschlagen. Mit großem Hallo- und Hurragebrüll wurde diejenige geehrt und beglückwünscht, wenn der „Lukasmann“ ihr ebenfalls eine der begehrten „Knallrosen“ an ihren üppi-gen Busen heftete.

Eine weitere Abwechslung boten die zwischendurch verstreut liegenden Würfel-, Spiel-, Lotterie- und Schaubuden. Letztere wurden meistens von der Familie Eisermann — Königsberg jährlich neu herausgebracht und neu beschickt. Ringkämpfe, Boxkämpfe, Entfesselungskünstler, Zauberkünstler, Feuerfresser, Degen- und Messerschlucker, Liliputaner und menschliche Abnormitäten, Dicke und Löwenmenschen (überbehaart) konnte man da zur „Schau“ nehmen.

Vor dem I. Weltkrieg konnte man auf dem Tilsiter Rummel sogar die bekannten „Siamesischen Zwillinge“ und den armlos geborenen, aus Westpreußen stammenden Unthau kennen lernen. Beine, Füße und Zehen hatte dieser durch Energie und Übung technisch soweit vervollkommenet, daß er mit nur diesen Gliedmaßen mühe-los nähen, stricken und Violine spielen konnte.

Jahrzehntelang kam regelmäßig der „Kasperle-Schippers“, ein Mitglied der bekannten Familie Schippers van der Ville, mit seiner Kasperl-Bude. Er „ritt“ — es sah wenigstens so aus — auf einer Storchattrappe, war sein eigener Drehorgelspieler, Ansager und Regisseur. Mit seiner Körperlänge von ca. 2,10 m, seinem sehr hohen buntscheckigen Zylinderhut und dem besonders angefertigten überdimensionalen Zeigefinger fiel er stets in den Blickpunkt der Menge, die schnell seine Bude belagerte und seinen Einladungen folgte.

Die Jahrmarktshaupttage waren der Sonnabend für die Bauern und der darauffolgende Sonntag für die Arbeitnehmer, Landarbeiter und das Personal der Bauern. Die Auf- und Unterfahrten der Tilsiter Gastwirtschaften waren an diesen Tagen entsprechend gerammelt voll. —

Während die „Budenstraße“ und der „Rummel“ um 22 Uhr ihre Betriebe für die Nachtruhe schlossen, trat für die Gasthäuser um ein Uhr nachts die Ruhe ein. Ermüdet und abgespannt fuhr nun Kind

und Kegel den vielen kilometerlangen Weg dem heimatlichen Dorf zu. Es wurde stiller und stiller, und nur noch im Kopf hörte man das Rauschen, Rollen, Drehorgeln, Schlagen, Knallen und Musizieren. Von einem Brauchtum — sei es auch im einzelnen — kann man vom Tilsiter Jahrmarkt **nicht** sprechen.

Der gesamte Markt in allen seinen **drei Teilen** war im Laufe der Jahrzehnte oder 1½ Jahrhunderte zum Brauchtum geworden.

Sinn und Zweck des Jahrmarktes war ja eigentlich stets der, immer wieder Neues zu bringen, den Fortschritt in der Tierzucht, beim Gewerbe und auch beim Vergnügen zu zeigen und mit Hilfe neuer Propaganda-Methoden zum Kauf wie auch zum Verbrauch anzuregen.

So blieb er im Kern immer das, was er von jeher gewesen: „Handel und Wandel“ als Wirtschaftsfaktor in der menschlichen Gesellschaft.

Franz Thomek

Malchen und die Pfingstpredigt

Die Malchen Schimkat war die Tochter eines wohlhabenden Bauern. Sie wußte um das Ansehen, das die Schimkats weit und breit genossen und nahm sich heraus, das Näschen recht hoch zu tragen, obwohl die Beliebtheit ihrer Familie nicht ihr Verdienst war. Dieses Verhalten wirkte sich besonders schlimm für den Bruno Mikoleit aus, einen Nachbarssohn von einem viel kleineren Gehöft, der die Malchen von Herzen gern hatte. Sein Vater war früh gestorben, und er als Ältester bewirtschaftete nun den Hof, auf dem für die Mutter und sieben bedeutend jüngere Geschwister zu sorgen war. Bei den Mikoleits war von Wohlstand nicht zu reden.

Daß der Bruno in die Malchen Schimkat ziemlich verliebt war, wußte das blauäugige, zierliche, grazielle kleine Biest, doch statt dem Bengel einmal bewußt in die Augen zu sehen, schaute sie hochmütig auf ihn herab.

Es war nicht so, daß sie ihn nicht mochte. Er gefiel ihr im großen und ganzen recht gut. Und er war auch ein wirklich forscher, stattlicher, vernünftiger junger Mann, nach dem sich manches andere Marjellchen im Dorf den Hals ausrenkte. Aber die Malchen ging nicht ab von ihrem affektierten Gehabe.

Dann rückte das Pfingstfest heran. Die Bäume blühten, Die Vögel sangen. Die Sonne schien hell vom wolkenlosen Himmel. An den Gebäuden der Gehöfte prangte üppiger Birkenschmuck, und in den Stuben ragten Zweige unter jedem Deckenbalken hervor. Überall kündete das frische Grün von dem großen Fest, für das wie für kein zweites geschmückt wurde.

Auf den meisten Höfen stand auch schon der Kutschwagen für die Fahrt in die Kirche bereit. Tags zuvor auf das beste geputzt und gewiehnert, genau wie das Pferdegeschirr auch.

Bei Schimkats war diesmal allerdings kein Wagen bereitgestellt worden. Die Oma war mit ihren vierundachtzig Jahren nun doch schon zu gebrechlich für die Fahrt in das elf Kilometer entfernte Kirchdorf. Und die Frau Schimkat war ebenfalls nicht so recht auf dem Damm. Deshalb hatte der Schimkat beschlossen, selbst auch zu Hause zu bleiben und den beiden Frauen eine Hausandacht zu halten.

So kam es, daß an diesem Pfingstmorgen von den Schimkats nur die Malchen zur Kirche fuhr, und sie brauchte keinen Wagen. Graziös schwang sie sich auf ihr nagelneues Fahrrad, hob den Rock von dem duftigen neuen Pfingstkleid sorgsam über den Sattel und radelte frohgemut davon, die grandige Chaussee entlang, rechts und links von grünenden, wogenden Birken umgeben.

Als Malchen die Kirche betrat, war diese schon ziemlich voll, und während sie platsuchend an den Bänken vorüberschritt, ergab es sich, daß ihr Blick dem vom Bruno Mikoleit begegnete.

Der Bruno lächelte ihr freundlich zu, aber die Malchen Schimkat senkte sogleich die Lider und warf ihr reizendes Köpfchen stolz in den Nacken. Ziemlich weit vorn, unmittelbar vor der Kanzel, entdeckte die Malchen noch einen freien Platz. Schon ertönte die Orgel. Die Gemeinde stimmte ein. Wie ein elementares Brausen erfüllte der Choral „O Heiliger Geist, kehre bei uns ein . . .“ das gewaltige Kirchenschiff. Inbrünstig sangen die Alten. Kräftig und schön die Jungen. Der Pfarrer betrat die Kanzel. Seine Stimme schmetterte die Pfingstbotschaft über die Gemeinde, als sei er selbst gerade vom Heiligen Geist durchfahren worden.

Er war ein großartiger Seelsorger, der es wie kaum ein anderer verstand, die wunden Punkte menschlicher Schwächen herauszustellen und den Weg zu deren Überwindung aufzuzeigen. Mit dieser Aufgabe beschäftigte er sich viel. Es hatte sich ergeben, daß er an diesem Sonntag im Rahmen der Pfingstpredigt auf den Hochmut und die Hoffart zu sprechen kam. Dabei schien es Malchen Schimkat, als schaue er sie ganz besonders an. Was er sagte, ging ihr sehr nahe. Wie unter einem Bann schaute sie zum Pfarrer auf. Mehr und mehr wurde ihr Inneres von dieser Predigt aufgewühlt. Schließlich war sie so ergriffen, daß ein paar dicke Tränen auf die rüschenbesetzte Kleiderpasse kullerten. Sie war nach dem Gottesdienst wie benommen. Fast mechanisch bestieg sie ihr Fahrrad und radelte davon. Unterwegs hielt sie gewissermaßen innere Einkehr. Sie sagte sich, daß es so nicht weitergehen durfte. Es war ja, wie sie soeben erfahren hatte, durchaus nicht gottgefällig, was sie da tat. Sie mußte sich ändern, mußte freundlicher werden.

Das Malchen nahm sich vor, das allen Ernstes zu tun. Sie dachte an ihren Vater. Er war ihr bestes Beispiel. Er war freundlich zu jedermann, ganz gleich wer es war, ob arm, ob reich, ob vornehm

oder bieder. Der Schimkat machte keinen Unterschied. Und so wie der Vater, so wollte auch sie werden!

Dieser Entschluß machte sie zufriedener. Freudig strampelte sie jetzt drauflos.

Kurze Zeit später bemerkte sie, daß aus ihrem Vorderrad die Luft entwich. Sie blieb stehen und pumpte neu auf. Doch es nützte nicht viel. Kaum zehn Meter weiter war der Schlauch wieder leer. Was nun? — Ratlos schaute sie sich um. Da sah sie den Bruno Mikoleit gefahren kommen. Nein, dachte sie bei sich, dem sage ich nicht, was los ist! Aber da schlug plötzlich ihr Gewissen. Hatte sie sich nicht gerade eben geschworen, zu jedem freundlich zu sein? — Schloß das den Bruno Mikoleit etwa aus? Warum eigentlich? — Was hatte er ihr getan? Minutenlang befand sich die Malchen in einem ziemlichen Gewissenskonflikt. Genau jene Minuten lang, die der Bruno Mikoleit noch brauchte, um zu ihr heranzukommen.

Mit einem langgezogenen „Prrr“ gebot er seine beiden Braunen, die so schön im Trab gegangen waren, stehen zu bleiben. Den Pferden schien das gar nicht zu behagen. Es machte ihnen scheinbar Spaß, heute statt der sonstigen schweren Feldarbeit den leichten Federwagen auf gerader Straße zu ziehen. Außerdem ging es nach Hause, der Krippe entgegen. Aber es nützte nichts — sie mußten gehorchen.

„Na, Malchen, was ist? Will dein Drahtesel nicht mehr?“ fragte der Bruno Mikoleit freundlich vom Wagen herunter.

Zögernd hob die Malchen den Kopf und schaute ihm in die strahlenden Augen. Sie sagte zunächst gar nichts, sondern lächelte nur. Und dieses Lächeln verwirrte den Bruno derart, daß er am liebsten herunter gesprungen wäre, um das Mädchen in die Arme zu nehmen.

„In meinem Vorderrad hält die Luft nicht. Könnt ihr mich vielleicht mitnehmen?“ fragte das Mädchel bescheiden.

Dem Bruno war, als habe sich das Paradies vor ihm aufgetan. Aber noch bevor er antworten konnte, setzte eine heitere Schabaterie auf dem Wagen ein; denn die fünf größten Geschwister hatte er mit.

„Komm hierher!“ „Bei mir ist noch Platz.“ „Warte, ich rück noch e Stück!“, so riefen sie durcheinander.

Der Bruno stieg zunächst einmal ab, um das Fahrrad zu verfrachten. Und als die Malchen es ihm übergab, meinte er: „Du kannst auch bei mir vorne Platz nehmen, wenn du willst!“

„Das werde ich auch!“ entschied die Malchen. Dabei schaute sie ihm tief und ernst in die Augen. Weiter wurde zwischen den beiden jungen Leuten auf dieser Fahrt kein Wort gewechselt. Aber die Kinder waren ausgelassen vor Freude über den neuen Fahrgast. So ausgelassen, daß die Malchen sich ihrer gar nicht erwehren konnten.

te. Schließlich kam sie auf den Gedanken, ein Lied anzustimmen. Freudig sangen alle mit. So war die muntere Schar gebändigt. Der Bruno dachte bei sich: Wie sie mit ihnen fertig wird! Wenn ich sie doch immer an meiner Seite haben könnte! Und verstohlen schielte er zur Malchen hin.

Schweren Herzens stiegen die Kinder am Mikoleitschen Hof aus. Sie wären gern bis zu Schimkats mitgefahren, aber der Bruno bestand darauf, daß sie ihre Fahrt hier beendeten.

So konnte er wenigstens das letzte Stück des Weges mit der Malchen allein sein.

„Ich danke dir auch schön, Bruno, daß du mich mitgenommen hast. Es war sehr nett von dir!“ sagte die Malchen kurz vor dem Schimkatschen Hof.

Der Bruno faßte jetzt Mut: „Ich würde dich heute gern noch einmal mitnehmen, Malchen, aber du wirst wohl nicht wollen. Ich fahre am Nachmittag nach Tilsit — allein —, zu dieser Fahrt bist du herzlich eingeladen.“

Die Malchen brauchte nicht lange zu überlegen, sie wußte jetzt schon, daß sie wollte. Freudig sagte sie zu. Und ein Jahr später gab sie dem Bruno auf eine noch weitaus wichtigere Frage ebenfalls eine zustimmenden Antwort: Sie wurde seine Frau.

Eine sanfte, liebe, fromme Frau!

Hannelore Patzelt-Hennig

Und nun — unsere kleine Schmunzelecke:

... und rein nuscht is gelogae

Platzwechsel

Es ist in der
Zeit, daß Stühle
Leer werden
Und Platz wird
Für andere.
Mancher muß
Aufstehen.
Wer wird sitzen,
Wer stehenbleiben?
Stühle werden
Gesucht, zuweilen
Mehr als frei
Sind.

Nicht allen
Gebührt ein
Sitzplatz.
Erhebe dich,
Wenn dein
Stuhl wackelt,
Oder:
Nimm Platz,
Wenn du kannst.

Joachim Grünhagen

Ein Rückenakt

Es waren zwei Bauern aus Niedersachsen,
Die wußten nuscht Besseres anzufangen,
Drum haben se jeder einsuffzig riskiert
Und sind inne Kunstaussstellung gegangen.

Ostpreißische Malers hädde dort
Dreihundert Bilderchen aufgeammelt,
Und zum Bekicken hädde sich nu
So an die fimf, sechs Menschen versammelt.

Da hing auch e Bild von e druggliche Frau,
Von hinten gemalen und splitternackt,
Wie der liebe Gottche geschaffen se hädde,
Na kurz: E weiblicher Rickenakt.

Die beiden die haben sich das beschmunzelt:
„Warum nur von hinten, warum nicht von vorn?“
So haben se erst ihre Witzchens gerissen,
Doch denn packd dem einen e heiliger Zorn:

„Flüchtlinge! Siehst du, was willst da noch sagen,
Nicht zu begreifen und nicht zu fassen!
Kein Tuch, kein Hut, kein Hemd auf dem Hintern,
Aber se müssen sich malen lassen!“

Dr. Alfred Lau †

letzter Indendant des Reichssenders Königsberg (Pr.)



Unser Nachbarkreis Elchniederung

Bei uns zu Hause, in der Wehlauer Gegend, erzählte man sich eine Geschichte, die sich in Neukirch im Kreis Elchniederung zugetragen haben soll. Warum man sie nach Neukirch verlegt hatte, weiß ich nicht. Vielleicht hat ein Neukircher mal einem Wehlauer beim Pferdehandel übers Ohr gehauen, und als „Rache des kleinen Mannes“ wurde die Geschichte den Neukirchern angehängt. Vielleicht hat sie auch einer aus Neukirch selbst während des großen Pferdemarktes in Wehlau in einer Kneipe nach einem Dutzend Grog zum Besten gegeben. Na, ist egal.

So um die Mitte der zwanziger Jahre war es mit der Elektrifizierung noch nicht so weit wie später, als die Überlandzentrale die Provinz mit Strom belieferte. Da beschlossen die Neukircher, so erzählte man, sich eine eigene Anlage zuzulegen. Geld hatten sie genug. Die AEG wurde mit der Ausführung beauftragt. Eine Bedingung war: Zu Weihnachten wollte man elektrisches Licht haben. Im

Laufe des Sommers wurde alles Notwendige gebaut und installiert, außen und innen. Nur das Hauptstück, der Motor, fehlte noch. Man kam in den Herbst, man mahnte zwei-, dreimal. Der November ging zu Ende, nichts rührte sich. Eine ganz dringende Mahnung ging nach Berlin.

Da — eines Morgens, es war wohl der Montag nach dem zweiten Advent — kam ein Telegramm aus Berlin. Nur die Frau des Postagenten war zu Hause, sie nimmt es auf. Aufgeregt, wie Frauen in solchen Fällen immer sind, bekommt sie den Text nicht vollständig mit. Wenigstens stand auf ihrem Zettel nicht mehr als AEG/7V6. Der Postagent ist ratlos: Was soll das heißen? Der Gemeindevorsteher und einige andere kluge Leute rätseln vergeblich an dem seltsamen Text herum. Auch der Kantor, der sonst eigentlich alles weiß, kann ihn nicht deuten; er meint, dies sei nur ein Aktenzeichen, der eigentliche Text fehle, auf jeden Fall hinge es aber mit der AEG und dem fehlenden Motor zusammen.

Schweren Herzens entschließt man sich, den Pfarrer zu fragen; schweren Herzens deshalb, weil die Neukircher sich nicht ganz gut mit dem Pfarrer standen und auch nicht eifrige Kirchgänger waren. Der Pfarrer wirft einen Blick nur auf das Blatt und lächelt überlegen: „Würdet ihr öfter zum Gottesdienst kommen, besonders jetzt in der Adventszeit, dann wüßtet ihr Bescheid.“ Er nimmt von der Schrankecke das Gesangbuch, blättert kurz und verkündet feierlich: „Liebe Freunde! Es ist ganz klar! AEG heißt Allgemeines Evangelisches Gesangbuch. 7V6 bedeutet Lied Nr. 7, Vers 6. Der lautet also:

„Er wird nun bald erscheinen
in seiner Herrlichkeit
und aller Klag' und Weinen
verwandeln ganz in Freud'.
Er ist's, der helfen kann;
halt' eure Lampen fertig
und seid stets sein gewärtig,
er ist schon auf der Bahn.“

Die Neukircher hatten zu Weihnachten ihr elektrisches Licht.

Rud. Meitsch

*

So e kleener Jung von fief, seß Joahr,
met blanke Näß un gälem Hoar,
de beddeld om e Steckcke Brot.
En Herr, de feehld em oppe Tähn:
„Watt es dien Voaderke, mien Sähn?“
„Mien Voadder, dä es dot!“
„So, de es dot? — Denn bring moal vör,
watt dien Voaderke fröher wör.“
„Fröher? — Na lebendig wör he fröher!“

M. H.

Die Glosse

Kaum zu glauben: Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, beantragte eine aus den Tilsiter Heimatkreisen stammende Landsmännin kürzlich bei einer städtischen Behörde die Ausstellung eines neuen Personalausweises, da der alte Ausweis trotz Verlängerung abgelaufen war. Als Geburtsort wurde Pr. Holland angegeben. Was geschah nach Inempfangnahme des neuen Ausweises? Man lese und staune: fein säuberlich wurde beurkundet, daß die Ausweisinhaberin in Pr. Niederlande geboren ist. Auf Vorhalt wurde Frau X. darüber belehrt, daß der Ort „Holland“ nicht mehr verwendet werden dürfte; sie sei an diese Vorschrift gebunden. Der Hinweis, Pr. Holland läge nicht in den Niederlanden, sondern in Ostpreußen, wurde leicht belächelt. Nach erneuter Unterredung wurde dann endlich ein neuer Ausweis mit der richtigen Ortsbezeichnung Pr. Holland ausgestellt. —gerjo—

In eigener Sache

Kreisvertretung, Geschäfts- und Karteiführung bitten um Beachtung nachfolgender beiden Kurzhinweise:

1. Bei Suchanfragen oder Anschriftenänderungen ist es unerlässlich, den **letzten Heimatwohnort** zu vermerken.

Rundbriefempfänger sollten außerdem mitteilen, von welcher Stelle (Patenort oder Geschäftsführung in Lüneburg) der Heimatrundbrief bezogen wird, da die Plattei sonst nicht berichtigt werden kann und somit keine weitere Zustellungsmöglichkeit mehr besteht.

2. Ab Dezember vorigen Jahres ist die Kreiskartei für die **Stadt Ragnit** aus Zweckmäßigkeitsgründen auf Herrn Bruno Sawetzki, Am Stadtwäldchen 4, 2320 Plön, übergegangen.

Die Kartei für die **Landgemeinden** des Kreises wird nach wie vor von Frau Dorothee Schiedlowsky, Raiffeisenstraße 18, 3070 Nienburg/W., weitergeführt.

Lieber Leser!

Unser zweimal jährlich erscheinender Heimatrundbrief „Land an der Memel“ wird nur aus Spendengeldern finanziert; er wird ohne eine feste Bezugsgebühr kostenlos ausgeliefert. Um über diese Jubiläumsausgabe hinaus die weitere Herausgabe zu gewährleisten, sind wir auf Ihr „Scherflein“ angewiesen. Bitte denken Sie daran!

Ihre Schriftleitung
„Land an der Memel“

Neue Bücher

Typisch ostpreußisch, Herausgeberinnen Ruth Maria Wagner und Ruth Geede, 14 Zeichnungen von Erich Behrendt, 192 Seiten, Format 18 x 21 cm, gebunden, mit farbigem Überzug, 26,80 DM, ISBN 38035 11313, Verlag Weidlich, Bettinastraße 27, 6000 Frankfurt/M.

Die Herausgeberinnen Ruth Maria Wagner und Ruth Geede, beide echte Ostpreußen, ergründen in diesem originellen Buch das „typisch Ostpreußische“. Sie haben mit viel Mühe und überaus großer Heimatliebe Heiteres und Besinnliches, Nachdenkliches und Lustiges zusammengetragen und daraus ausgewählt. Die Fülle des Materials hat es ihnen nicht leicht gemacht. Der Leser wird jedoch sehr bald nachempfinden, was die beiden Herausgeberinnen bei ihrer Auswahl bestimmt hat und ihrer Wahl zustimmen.

Rezension: Helmut Motekat, Ostpreußische Literaturgeschichte 1230—1945 mit Danzig und Westpreußen, 456 Kunstdruckseiten, 12 mehrfarbige Abbildungen, 258 einfarbige Abbildungen, darunter vier Karten, Anmerkungen, Register, Leinen mit Schutzumschlag, Format 17 x 24,2 cm, 69 DM, ISBN 3880140537, Schild-Verlag, Federseestraße 1, 8000 München

Der 1919 geborene und aus dem Kreis Elchniederung stammende Verfasser ist heute Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität München.

In seinem Buch gibt Helmut Motekat einen Überblick und Rahmen, in den er die ost- und westpreußische Literatur von anno 1230 bis 1945 hineinstellt und aufgliedert und so auch für den Leser in ihrer durch die Zeitabläufe bedingten Verschiedenheit erkennbar macht.

Die vielen ausgesuchten Abbildungen von Kunst und Künstlern, von Literaten und Persönlichkeiten der ostpreußischen Geschichte, von Dokumenten und Faksimile machen diese Ausgabe zu einem interessanten Werk, das durch seine persönlichkeitsbezogenen Beschreibungen mit den behandelten verschiedenen Themen und Richtungen anspricht und fesselt.

Das Buch dokumentiert die Vielfalt und Freiheit ostdeutscher Dichter und Denker, ihre Werke und deren Wirkungen; es scheint besonders geeignet, jungen Menschen Wissen über Kultur, Kunst und Geschichte unserer ostpreußischen Heimat zu vermitteln. (Bestellungen sind unmittelbar an den Schild-Verlag, Federseestraße 1 in 8000 München zu richten.)

Matthias Hofer



Der amtierende Kreisausschuß unseres Heimatkreises: (hintere Reihe von links) Matthias Hofer, Dr. Fritz Burat, Bruno Sawetzki, Wendelin von Sperber, Dorothee Schiedlowsky (verdeckt), Gustav Köppen; (vordere Reihe von links) Gert-Joachim Jürgens, Max Willemeit, Ehrenvorsitzender Dr. Hans Reimer, Ursula und Friedrich Bender.

Heimatliche Literatur aus Restbeständen

Die von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit herausgegebenen Titel sind nach wie vor noch lieferbar:

„Das Kirchspiel Trappen (Trappöhnen a. d. M.)“

Von Walter Broszeit

Diese Chronik bieten wir Ihnen zum Preis von 20,— DM je Exemplar (einschl. Porto und Verpackung) an.

„Ragnit im Wandel der Zeiten“,

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (13,50 DM einschl. Porto und Verpackung).

„Land an der Memel“, überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit — Nr. 27 bis 29 — **Kostenlos** (begrenzter Vorrat).

Lieferungen erfolgen grundsätzlich erst nach Voreinsendung bzw. Überweisung des jeweiligen Kaufpreises. Nachnahmesendungen können wir wegen der mit dem Versand verbundenen Mehrkosten leider nicht ausführen.

Zahlungen für die Chroniken können auf unser Spendensonderkonto Nr. 31005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 24050110) oder deren Postscheckkonto Hamburg Nr. 1735-203 geleistet werden. Die unverzügliche Auslieferung erfolgt in der Reihenfolge des Posteingangs: insoweit bitten wir um Ihr Verständnis.

Gert-Joachim Jürgens, Geschäftsführer

Das Ostpreußenblatt

Parkallee 84

Postfach 80 47

2000 Hamburg 13

Tel. (0 40) 4 46 5 41/42

Bestellung beim Kreisvertreter, aber auch bei jedem Postamt

Erscheint wöchentlich

Preis monatlich 6,80 DM

Pingste

Pingstefierdag! – Maieloft!

Barkegreen on seeter Doft!

Kleewerblatt öm Morgedau –

Himmelke so kloar, so blau!

Äwermeedget Voagelke

schiepst on wöppt sien Zoagelke.

Großmutter oppe Goardebank

öm Sonnenschien: Leew Gott, scheen Dank!

Sähnke, Tochter, Enkelkind:

Bloom önt Knooploch on geschwind,

Auto bloast, Maschienke burrt!

Lostig! Schmiet dem Alldag furt!

Öllre, Kinder böt tum Jingste:

»Hiet ös Pingste!« – – (Franz Née)

Herausgeber: Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V.

Kreisvertreter: Matthias Hofer, 2301 Mielkendorf über Kiel

Schriftleitung: Gert-Joachim Jürgens, 2120 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind.

Druck: Hermann Sönksen Druckerei und Verlag, 2320 Plön, Postfach 9

Auflage: z. Z. 4 500 Exemplare